Der Sohn der Wüste

ERZÄHLUNG
aus den
HOLZBUSCHBERGEN TRANSVAALS
von
C. HOFFMANN,
MISSIONAR.

BERLIN – 1908.
ndlung der Berliner evang. Missionsgesellschaft

944518

Der Sohn der Wüste.

Erzählung aus Nord-Transvaal.

Von

C. Hoffmann,
Missionar in Mphome-Transvaal.

Berlin NO. 43
Buchhandlung der Berliner evangel. Missionsgesellschaft.

a009445,18b

UNISA
SANLAM-
ADA
398.209682 HOFF
Clas
Klas
Acce
Aanw
944518

Einleitung.

Aus England war ein Kabelgramm nach Südafrika gekommen: „Der berühmte Astronom der Vesuv-Sternwarte, Mattheuci, habe einen Kometen entdeckt, der mit unberechenbarer Geschwindigkeit auf unsern Planeten lossteure. Ein Zusammenstoß mit demselben werde voraussichtlich Ende März stattfinden." In Johannesburg erzählte es der weiße „Baas" dem schwarzen „Boy"; Jan brachte es in die Holzbuschgegend, und wie ein Lauffeuer gings von Kraal zu Kraal: Ende März fällt ein Stern vom Himmel; wo er hinfällt gibt's ein Unglück! Das war eine Aufregung in der Karwoche! Die Leute einer meiner Außenstationen hatten sich zum Karfreitag in Mphome angemeldet. Aber nur vier Männer kamen; die andern blieben zu Hause, da nach der Vormittagskirche der „Stern" fallen sollte. Ein anderer will ihn dann am Abend gleich einem Ballon über die Holzbuschberge haben hinziehen sehen, und die heidnischen Bewohner eines weiteren Kraals halbwegs Pietersburg haben ihn auf einen Hügel hinter ihren Hütten niederfallen sehen, sind samt und sonders, Greise, Männer, Frauen und Kinder um Mitternacht ausgerissen und haben bei ihrem entfernter wohnenden Häuptling Sekwala Schutz gesucht. „Jan", sagte ich, „was hast du angerichtet? Der große Weise aus Italien hat ja gar keinen Kometen gesehen!" „Aoa Herr," lautete die Antwort, „mein Baas muß es doch wissen!"

Das ist der Eingeborene von heute. So war er schon vor hundert Jahren. Des Himmels Kräfte fürchtete er. Er beobachtete die Sichel des Mondes, ob viel Krankheit in Aussicht sei, oder ob der Mond „die Kranken ausschüttete" und sie genesen. Auch der Komet, der Verkündiger geheimer Dinge, blieb nicht unbeachtet. Im übrigen lebte der „Sohn der Wüste" dahin in beschaulicher Ruhe. Seine Sorge war einzig die: wie kriege ich Rinder, ein Weib zu

kaufen? und: hätte ich nur viele Mädchen unter meinen Kindern; die bringen wieder Rinder und die Rinder neue Weiber! Wenn es seinen Angehörigen und dem Vieh wohl ging, ging's ihm auch wohl. Deshalb sorgte er auch für Doktor, Opfer und Medizin zur Zeit der Krankheit.

Nur wenn die Kriegsfackel durch die Lande zog, veränderte sich das Bild. Da griff er zu Speer und Schild, zu Pfeil und Bogen, Weib, Kinder und Rinder zu schützen oder auch neue zu erwerben.

Wenn man diesen gänzlich irdisch gerichteten „Sohn der Wüste" der alten Zeit sich ansieht, so kann man es ungefähr verstehen, daß die alten Buren ihn einfach schepsel (Geschöpf) nannten und ihm die Zugehörigkeit zu den „Menschen" absprachen.

Und doch — wie schon das Beobachten des Himmels vermuten läßt — hat der Eingeborene auch ein Sehnen in seiner Brust nach etwas Besserem, das Ahnen einer besseren Zeit, die einmal anbrechen soll. Der Chuveane, welcher die Welt geschaffen, wird wiederkommen, sein Königreich zu „besehen". Nach siegreichen Schlachten wird die Assagei zerbrochen werden und ewiger Friede herrschen. Das ist die alte Weissagung, welche seit Menschengedenken der Vater dem Sohne überliefert, und darauf hofft er bis heute.

Der Zweck dieses Büchleins nun ist es, an der Hand einer Geschichte diesen „Sohn der Wüste" in Wort und Bild getreu vor die Augen zu führen. Es ist kein Roman, der Phantasie entsprungen, sondern echte Wirklichkeit, die Schilderung eines Eingeborenen, wie er gelebt, geliebt, gelitten und gehofft. Die von mir mitgegebenen Zeichnungen sollen da, wo diese Schilderung nicht ausreicht, helfend einsetzen und das Bild vervollständigen.

Missionsstation Mphome
am Holzbuschgebirge in Nord-Transvaal.
Den 23. April 1907.

C. Hoffmann, Missionar.

I.

Vom Mutterschoß bis zur Koma.

Dem alten Machachane war ein Sohn geboren. Er war darüber gerade nicht sehr erfreut. „Böses Glück," seufzte er, „ein Mädchen wäre mir lieber gewesen; ich würde es als Frau verkaufen können; die dafür gezahlten Rinder könnten dazu dienen, mir ein neues Weib zu erwerben." „Tröste dich Alter," sprach sein Kamerad, der mit ihm im Dorftor lag und sich behaglich im Schatten einer Euphorbie ausstreckte, „du hast immer noch mehr Glück als ich. Ich will gar nicht einmal reden über die erwachsenen Töchter deiner beiden Nebenfrauen; nur von mir allein will ich reden; schau her: mir wurden wohl zwei Töchter auf einmal geboren, aber du weißt selbst, was ich daran hatte, als unsere Großmutter die beiden Würmer erdrosselte. Mir tat es beinahe leid, daß die Götter Zwillinge auf unsern Lapas[1]) nicht dulden; mein Viehkraal hätte sich sonst hübsch füllen können mit jungen Färsen. Und daß der alte Soafo kürzlich hat seine kleine Tochter töten müssen, weil ihr die Oberzähne zuerst wuchsen, das weißt du auch!" „O ja", lautete die Antwort, „ich habe wenigstens den Zauberstab in der Tür ihrer Hütte stehen sehen, zum Zeichen, daß niemand sie besuchen soll, damit sie dem Wurm ungehindert das Genick umdrehen können!" „Nun da hast du's ja", sprach der Kamerad, „nimm hier eine Prise und freue dich über deinen Jungen!" Damit reichte er ihm die kleine Holzbüchse, welche er an langer Schnur am Halse trug.

Das war der erste Tag des kleinen Mankchodi. Die Mutter war zärtlicher zu dem kleinen Burschen, und die alten Frauen aus der Verwandtschaft waren besonders befriedigt über das längliche Ge-

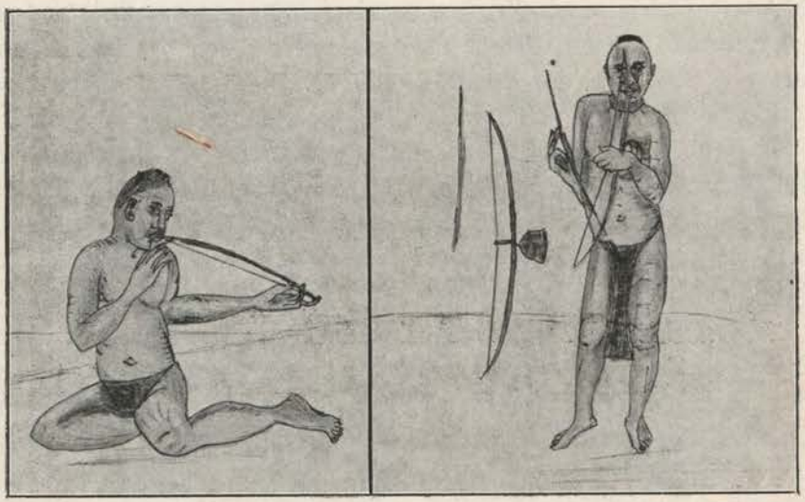
1) Lapa = Hof.

sicht und die enganliegenden Ohren. „Das ist ein schönes Kind," sagten sie. Nach wenigen Tagen gingen sie mit dem Liebling in die Büsche außerhalb des Heidendorfes. Das Kind sollte „gefestigt" werden, also gefeit, damit es wachse und gedeihe und ein kräftiger Mann werde. Zu diesem Zweck gossen sie ihm eine Arznei über den Kopf und rieben ihn vom Scheitel bis zur Sohle kräftig ein. Der Vater, der bei dieser Zeremonie nicht dabei sein durfte, freute sich nun doch über seinen Jungen, der, gegen böse Geister und Übel-

wollende gefeit, munter in die Welt guckte. Und als nach Ablauf der vorschriftsmäßigen Zeit dem Kinde nicht die oberen, sondern wie es sein muß, die unteren Zähne zuerst wuchsen, war der Alte völlig zufrieden; denn einen Menschenfresser auf der Lapa zu haben und töten zu müssen, war schließlich doch auch für ihn, den Heiden, nicht gerade angenehm.

In den ersten Jahren seines Lebens bedurfte der Knabe überhaupt keiner Kleidung. Die dunkelbraune Farbe seines Körperchens wurde zwar dadurch noch etwas dunkler. Im übrigen taten ihm die Sonnenstrahlen keinen Schaden. Später bekam er eine Lederschürze.

Die Kaffernjungen der Neuzeit sind denen der alten Zeit auch in diesem Stück voraus. Ich spreche hier nicht von denen, die auf Missionsstationen oder in der Nähe derselben groß werden, wo sie Kleider tragen lernen, sondern vom richtigen Kraalkaffer. Da sind mir oft drollige Gestalten begegnet. Zum Beispiel traf ich Jungens, die nichts weiter anhatten, als die alte Weste eines Erwachsenen. Andere hatten als Bekleidungsstück ein Hemd aufzuweisen. Einen solchen traf ich zum Überfluß mit einem grünen Regenschirm bewaffnet. Ganz



Musizierende Eingeborene und ihre Instrumente.

possierlich machte sich ein kleiner Junge, der mit einem Fuß in seines Vaters schwerem Feldschuh steckte und Gehversuche machte.

Zu Mankchodis Zeiten waren dergleichen schöne Sachen in seinem Heimatdorf noch unbekannt. Es fehlte dem Jungen indessen nicht an allerhand Spielzeug. So fertigte er sich z. B. ein Musikinstrument, und zwar auf folgende Weise: er bespannte einen Bogen mit einer Ochsensehne; in die Mitte des Bogens band er einen ausgehöhlten, kleinen, trockenen Kürbis, welcher dem Instrument als Resonanzboden dienen sollte. Mit einem Stäbchen schlug er alsdann die Sehne bald oben bald unten und sang dazu die eintönigen Eingeborenengesänge, wie:

Des Onkels Kuh gibt keine Milch!
Gibt keine Milch,
Des Onkels Kuh!

Ein anderes Instrument war ebenfalls ein Bogen. Das eine Ende hielt der Junge mit den Zähnen, während das andere Ende sich auf den Zeigefinger der ausgestreckten Linken stützte. Mit einem Stabe die Sehne schlagend, entlockte er diesem Bogen allerhand Töne. Es gibt ja noch viele andere Musikinstrumente unter den Eingeborenen. Den Mankchodi jedoch interessierten besonders jene eben erwähnten. Höchstens fand er noch Gefallen an einer Flöte aus den Beinknochen des Wildbocks. Sie gab aber nur einen einzigen Ton von sich. Gern formte er sich kleine Ochsen aus Lehm, vergaß auch nie den dazugehörigen Hirten.

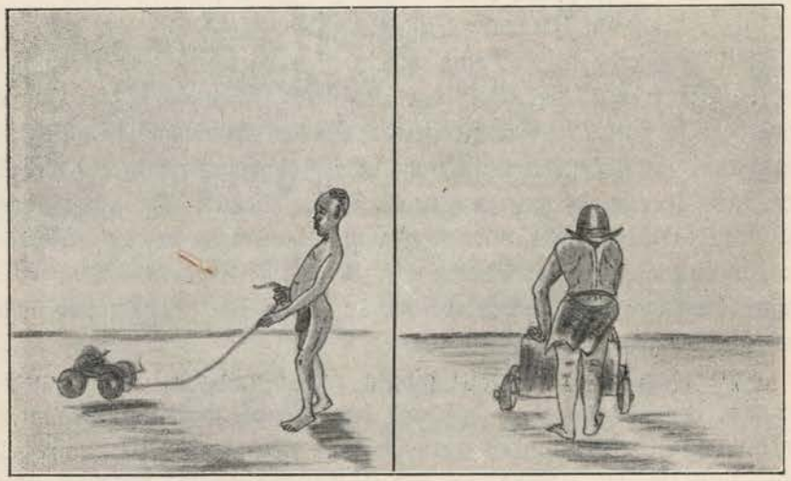
Seitdem die Weißen ins Land gekommen, sind auch für die Eingeborenenkinder allerhand neue Ideen im Spiel aufgetaucht. Mankchodis Urenkel z. B. bauen sich heutzutage allerlei kleine Wagen, meist aus Lehm, oft auch schnitzen sie dieselben aus den Blättern der türkischen Feige. Das alles kannte er in seiner Jugendzeit noch nicht.

Aber Pfeil und Bogen besaß er und ging damit auf die Jagd. Denn das Jagen liegt schon den kleinen Jungen im Blut, und wenn sie auch nur Vögelchen erlegen. Die essen sie dann zu ihrem steifen Hirsebrei als besondere Leckerbissen. Gut schmeckten dem Mankchodi auch die Feldmäuse. Im hohen Grase suchte er mit seinen Kameraden nach den Gängen derselben. Da wo die Spuren der Mäusefüße in besonders großer Zahl vorhanden waren, stellten die Knaben mit mehreren Hölzchen einen schweren, platten Stein auf. Die Tierchen liefen gegen eines der Stellhölzchen und wurden unter dem Stein begraben. Das war dann ein Vergnügen, wenn die Beute entdeckt wurde. Und nun zeigte sich auch die ganze Wildennatur des kleinen „Sohnes der Wüste". Dem noch lebenden Tierchen schnitten sie den Leib auf und weideten es aus, warfen es dann mit Haut und Haaren ins offene Feuer zum rösten.

Ja, solch ein „Wilder" kann recht gefühllos sein! Ich war in Maschonaland einst Augenzeuge, wie eine Schar junger Burschen im hohen Baum ein Vogelnest ausnahmen, die hilflosen Jungen von oben herab auf die Erde schleuderten und auf alle Weise quälten; das alles

unter lustigem Lachen und faulen Witzen. Ebendaselbst traf ich einst auf meinem Wege durch den Busch zwei nackte Jungens an, die einer Maus die Augen ausgestochen hatten. An den Schwanz des Tierchens hatten sie ein Stück Holz gebunden. Das nannten sie „Wagenfahren". Als ich es ihnen untersagte und die Maus sofort zu töten befahl, gehorchten sie zwar, brachen aber, als ich weiter ging, in helles Gelächter aus, da ihnen solch Spiel durchaus harmlos dünkte.

Mankchodi aber hatte eine alte Großmutter, die ihn auch zum



Eingebornen-Kinder der Neuzeit.

Guten ermahnte, soweit das eine stumpfsinnige alte Heidengroßmutter eben kann. Sie erzählte ihm u. a. drei Geschichten, die er später seinen Kindern wiedererzählte, als er ihnen vor die Augen führen wollte, daß Ungehorsam üblen Lohn bringe. Die erste Geschichte lautete folgendermaßen:

„Es war einmal ein Mädchen, die wollte nach dem nächsten Dorf zu Besuch gehen. Da sagte ihre Mutter zu ihr: ‚Mein Kind, gehe den oberen Weg, auf dem unteren sind die wilden Hunde!' Das Kind antwortete: ‚ja,' nahm seinen Korb und ging — den unteren Weg. Da begegneten ihm die wilden, wilden Hunde und bellten: hau, hau! Das Mädchen schrie:

„Wilde, wilde Hunde, o Mutter!
Mutter hat gesagt —, hau! hau! —, o Mutter!
Nimm den obern Weg —, hau!
Auf dem untern sind die wilden Hunde! — hau! hau!"

Da nahm sie den Inhalt des Korbes und warf ihn vor die Hunde. Und während diese fraßen, floh sie von dannen. Aber sie hatten bald aufgefressen und verfolgten sie aufs neue: hau! hau! Das Mädchen schrie:

„Mutter hatte mir gesagt:
Nimm den obern Weg!
Auf dem untern sind die wilden Hunde!"

Die wilden Hunde sagten: hau! hau! Da warf sie ihren Korb zur Erde. Sie fraßen auch ihn auf. Das Mädchen floh, die Hunde hinterher; sie holten sie ein, als sie ihre Schurzfelle abwarf den Bestien zum Fraß. Im Nu waren sie verschlungen, und mit wütendem Gebell verfolgten die Hunde zum letzten Male ihre Beute. Da stürzte das Mädchen zu Boden und wurde ganz und gar aufgefressen." Jedesmal, wenn die Alte geendet hatte, gruselte es den Kindern. Doch verlangten sie nach der zweiten Geschichte: „Von der Großmutter und dem ungehorsamen Enkelkind".

„Großmutter und Enkel gingen auf den Acker. Dort angekommen, bemerkte die Alte, daß aus den großen, noch unverbrannten Unkrauthaufen Lanzenspitzen hervorsahen. Da wußte sie, daß der Feind einen Überfall geplant hatte und ein Entrinnen unmöglich war. Um wenigstens den nichts ahnenden Jungen zu retten, sprach sie ganz laut, aber harmlos zu ihm: „Ach, da habe ich nun das Saatkorn vergessen; lauf schnell nach Hause, Junge, und hole es!" Der aber war, wie fast alle Kaffernjungen, recht ungezogen und ungehorsam. „Warum läßt du denn das Saatkorn zu Hause?" gab er störrig zur Antwort. Die Alte aber wollte gern sterben, wenn sie nur ihrem Enkelkinde das Leben erhalten könnte. Deshalb flehte sie ihn unter Tränen an: „Mein liebes Kind, ich bitte dich sehr, sehr, geh' und hole mir doch das Saatkorn!" Er aber wollte nicht. Als die Großmutter sah, daß alles Bitten und Betteln den Jungen nur noch störriger machte, da ging sie allein nach Hause und ließ den Eigensinn zurück. Kaum war sie fortgegangen, da brach der Feind aus den großen Unkrauthaufen hervor und griff den Jungen. Nun war die Not groß. In seiner Herzensangst schrie er

laut: „Tötet mich nicht; ich flehe euch an; ich will gern euer Viehhirte sein!" Die Männer aber erwiderten: „Nein, hast du schon deiner Großmutter nicht gehorcht, wie wirst du uns gehorchen!" Und mit diesen Worten durchbohrten sie ihn mit ihren Lanzen."

Nach dieser Geschichte wurde dem Mankchodi und seinen Geschwistern noch gruseliger. Aber er verlangte nach der dritten Geschichte. Und das ist die „Von den Flußpferden und den ungehorsamen Jungen". Die lautete, wie folgt:

„Es war einmal ein Mann, der hatte Rinder und Rinderhirten. Da kam der Winter (die regenlose Zeit), und die Rinder fanden kein Futter auf der Weide. Da war für die Rinderhirten die Versuchung groß, das Vieh auf die Wiese in der Nähe des Flusses zu treiben. Deshalb sprach der Vater dieser Jungen: „Daß ihr mir nicht die Herde zur Wiese gehen laßt, denn dort sind Dinge, die Menschen auffressen! Ein Rind verschlucken sie mitsamt den Hörnern, und den Hirten mitsamt seinen Sachen; diese Dinge — sagen die Leute — heißen Flußpferde!" Die Jungen aber gehorchten ihrem Vater nicht, sondern trieben die Rinder auf die Wiese. Da brachen die Flußpferde hervor und fingen die Hirten. In ihrer Todesangst schrieen sie noch:

„Vater hat gesagt, treibt die Rinder nicht auf die Wiese!"

Doch die Reue kam zu spät. Die Flußpferde fraßen die Rinder samt den Hirten."

So erzählte die Großmutter. Den Schluß sang sie vor, mit den welken Händen den Takt klappend. Die Kinder wiederholten es im Chor, und durch die stille Nacht klang es:

Vater, Vater, hat gesagt:
Treibt die Rinder nicht zur Wiese!
Doch die Knaben hörten nicht,
Sind zur Wiese hingegangen,
Hat das Flußpferd sie gefangen.
Sind getötet samt dem Vieh!

Noch manche andere weise Lehre hörte der kleine Mankchodi aus dem Munde der alten Frau. Zum Beispiel lehrte sie ihn ein Gebot, das unserm siebenten Gebot ähnlich ist. Sie sagte: „Bittet die Menschen; Sünde ist es, zu stehlen; die Sachen der Menschen töten!" Sie wollte damit sagen, daß er das Stehlen unterlassen sollte, weil

das Gestohlene behext sein und ihm an seinem Leibe schaden tun könnte. Sonst hatte sie als alte Heidin gegen das Stehlen nichts weiter einzuwenden. Ein anderes Gebot gab sie ihm, das unserm vierten ähnlich ist; es lautete: „Deine Mutter hat keine Runzeln." Damit wollte sie sagen: Und ob deine Mutter noch so viel Runzeln hat, so darfst du sie dennoch nicht verachten; denn es ist deine Mutter! Ein weiteres Gebot war unserm neunten und zehnten Gebot ähnlich; denn es lautete: „Das Herz ist ein kleiner Hund; es wird von seinem Herrn festgebunden." Das sollte heißen: Ein kleiner Hund will auch gern alle Dinge, die er sieht, anbeißen; deshalb muß ihn sein Herr anbinden. Tue ein Gleiches mit deinem Herzen, wenn es begehrlich wird! — Diese Belehrungen waren gewiß sehr löblich und legten Zeugnis ab, daß Mankchodis älteste Vorfahren zu ihren Zeiten etwas besseres gekannt, als das heidnische Leben, in welchem er auferzogen wurde. Die alte Frau ließ es denn auch an Warnungen vor allerhand Dingen nicht fehlen. Zum Beispiel schärfte sie ihm ein, daß er nie dulden dürfe, wenn jemand mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf ihn deute; denn dadurch werde er behext. „Nie, mein Sohn, gehe auf eine Reise" — sagte sie — „wenn ihr sieben Gefährten seid. Der siebente stirbt unterwegs; darum sucht euch einen achten, oder geht in geringerer Zahl. Ferner, daß du mir, wenn du eine Reise antrittst, ja nicht erst nach Sonnenaufgang von Hause weggehst. Es könnte dich jemand sehen und behexen; dann stößt dir ein Unglück zu oder du mußt sterben." Der Junge nahm besonders Unterweisungen der letzteren Art wohl zu Herzen. Im übrigen machte er sich wenig Gedanken, trieb Vaters Rinder auf die Weide und blies auf seiner Flöte oder schlug die Dimga. Nur wenn es geschah, daß durch seine Unachtsamkeit sich die Herde verlief und in einem Maisgarten aufgefunden wurde, machte er sich ernste Gedanken und sann darüber nach, wie er sich aus der Notlage am besten herauslügen könnte. Es half ihm indessen meistens gar nichts. Denn da sein Vater geizig war und für den durch die Rinder angerichteten Schaden den verlangten Ziegenbock nicht zahlen wollte, so wurde der Hirte ausgeliefert, und der geschädigte Eigentümer des Maisgartens zahlte ihm den Lohn seiner Faulheit unter das hintere Schurzfell in bar aus.

Als Mankchodi zu einem Jüngling herangewachsen war, trat er

in die Schar der „Unbeschnittenen" ein, d. h. bekam die Antwartschaft auf die nächste Beschneidungsschule. In dieser Zeit machte es großen Eindruck auf ihn, als ein Komet am Himmel sichtbar wurde. Alle schwarzen Leute seiner Heimat wurden mit Schrecken erfüllt. Etliche sagten, das bedeute Krieg. Etliche, es werde ein großer Häuptling sterben. In dieser Zeit saßen dann eines Abends die Männer um das übliche Feuer im Tor des Dorfes. Der Komet hatte sich immer mehr entfernt. An diesem Abend aber vernahm man allerhand unheimlichen Donner in der Ferne. „Ein eigenartiges Donnern!" sagte der eine; „hört doch, ihr Männer, vernehmt ihr denn nichts?" Alle lauschten. „O—e!" rief ein anderer, „jetzt habe ich's; das ist das Donnern des Schweifsterns; heute fällt er; hört, ihr Männer, hört!" „Da wird wieder manch' kostbarer Stein herabkommen," bemerkte ein dritter. „Jawohl," sagte ein vierter, „und nun bin ich neugierig, wer diesmal der große König ist, der sterben wird." — Dem Häuptling des Dorfes, in dessen Tor dies Gespräch geführt wurde, war angst und bange bei der Sache. Tatsächlich ergriff ihn bald darauf eine böse Krankheit, die zum Tode führte. Da herrschte große Wehklage im ganzen Stamm, und einen ganzen Monat lang sah man nur glattrasierte Köpfe in ihren Dörfern. Auf der „Hauptstadt" wurde fast täglich ein Rind geschlachtet, die hungrigen Leidtragenden aus der Ferne zu sättigen. Da diese aber zu den Leichenschmausen auch ihren Beitrag hatten liefern müssen, so taten sie nach besten Kräften ihre Schuldigkeit, um wieder auf ihre Kosten zu kommen. Dazwischen stimmten sie auch nun und dann in das Klagegeheul der Häuptlingssippe mit ein. Wirklich betrübt um den Toten war nur der rechtmäßige Erbe, d. i. der Häuptlingssohn, ein Kind der großen Frau. Denn er war noch nicht großjährig, d. h. er hatte noch nicht die heidnische Beschneidungsschule durchgemacht. Und da Mankchodi ein treuer Gefolgsmann und Vertrauter des jungen Häuptlingssohnes war, so wurde er von dessen Schmerz mitbetroffen. Die hinterbliebenen Brüder des Verstorbenen bemächtigten sich nun zunächst der Herrschaft, bis der rechtmäßige Erbe volljährig geworden. Das Herrschen gefiel ihnen indessen sehr gut, und sie hatten keinen anderen Wunsch, als daß es doch immer so bleiben möchte. Sie hielten deshalb Rat, wie sie den zukünftigen Häuptling auf unauffällige Weise aus dem Leben schaffen könnten. „Laßt uns wieder

Die Beschneidungswächter wollten mein Pferd töten und mich weich schlagen.

einmal eine Beschneidungsschule abhalten," sprach der eine, „dabei wird sich Gelegenheit finden, den, der uns im Wege ist, auf die Seite zu schaffen."

Also wurde die Koma angesagt und die Schar der schulpflichtigen Unbeschnittenen zusammengerufen. Der Häuptlingssohn hatte in dieser Schule durchaus keinen Vorrang, sondern wurde ebenso streng behandelt wie sein Freund und Vertrauter Mankchodi. Sie erhielten einen Vorgesetzten, Wächter genannt, der sie, wie üblich, unbarmherzig prügelte, wenn sie vielleicht durch die Tür des Wächters und nicht der Schüler in ihren Kraal gingen. Nachts lag der Häuptlingssohn in einer Reihe mit den andern im offenen Kraal aus Baumästen. In der Mitte brannte ein Feuer; denn wenn es in der heißen Zone Afrikas auch keinen Schnee gibt, so kann es in der regenlosen Zeit nachts doch bitter kalt werden. Die Burschen lagerten sich im Kreise um die Herdstelle, ohne jegliche Bekleidung oder Bedeckung. Sie sollten abgehärtet werden. Von ihrem Schulunterricht erfährt man nicht viel. Ich bin während meines Aufenthalts in Afrika aus Versehen viermal unter verschiedenen Stämmen in solch eine Schule hineingeraten. Zweimal traf ich sie tanzend an, ein andermal waren sie auf dem Marsch, und das vierte Mal traf ich die große Schar nackter, brauner Gestalten, wie jeder einen mächtigen, schwarzbeschmierten Baumstamm schleppte. Bei dieser vierten Gelegenheit wäre mir's denn auch beinahe an den Kragen gegangen. Die Beschneidungswächter wollten meinen Goldfuchsponny töten und mich weich schlagen. Ich verdanke es nur einem mir bekannten Manne aus der Häuptlingsfamilie, daß ich noch ziemlich glimpflich dabei abschnitt. In der alten Zeit kam es in diesen Beschneidungsschulen auf ein Menschenleben mehr oder weniger nicht an. Mißliebigen Personen grub man tiefe Gruben, überdeckte sie leicht und ließ dann das ausersehene Opfer aus irgend einem Grunde über die betreffende Stelle gehen. Er verschwand dann spurlos, und niemand durfte nach ihm fragen. Ähnlich war der Plan, den die Onkel des Häuptlingssohnes entworfen hatten. Sie wollten es aber noch schlauer anfangen.

Der Beschneidungskraal liegt außerhalb der Stadt und zwar auf den Bergen oder in dichtem Busch. Niemand darf dort seine Angehörigen besuchen. Sie selbst dürfen die Gemeinschaft der andern nicht

verlassen, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Mutwilliges Sichentfernen zieht erforderlichenfalls die Todesstrafe nach sich. „Er hat sich selbst getötet", d. h. er hat das Leben verwirkt, so lautet in diesem Fall der Rechtsspruch. Der Wächter ist für alles verantwortlich. Die im Dorf gekochte Speise darf nur bis zu einem bestimmten Platz gebracht werden; bis dahin geht der Wächter in Begleitung seiner Hilfswächter ihnen entgegen und nimmt die Speise in Empfang. An diesen Wächter nun machten sich die Verwandten des Häuptlingssohnes. Sie befahlen ihm eines Tages folgendes: „Heute mittag, wenn du mit den Jünglingen auf dem Berge schlafen liegst, sollst du allesamt leise aufwecken und mit ihnen nach euerm Beschneidungskraal aufbrechen; unsern Neffen jedoch wecke nicht auf; laß ihn heimlich zurück!" Der Mann tat, wie ihm befohlen war. Als die Jünglinge ihr Mittagsschläfchen hielten, erhob sich plötzlich der Wächter, weckte jeden einzeln und drohte allen durch Augenzwinkern, wenn sie Miene machten, den Häuptlingssohn zu wecken. So ließen sie ihn zurück und eilten zum Beschneidungskraal, wo ihrer der Hirsebrei harrte. Der Zurückgelassene schlief ruhig weiter, bis er plötzlich durch ein Zausen und Raufen an seinem Wollkopf aufwachte. Erstaunt blickte er um sich; er war allein, seine Genossen bereits aufgebrochen. „Wer hat mich am Haar gezogen?" fragte er. Er suchte und suchte und fand schließlich eine Feldtaube, die vom Aste des Baumes über ihm mahnend zu ihm herabschaute. Sie war es gewesen, die ihn geweckt hatte. Mit den Flügeln hatte sie ihn geschlagen, mit dem Schnabel gepickt und mit den Füßen gekratzt, bis er wach geworden. Da fiel dem Jüngling auch sofort ein, daß er ja straffällig sei, weil er die Zeit verschlafen und zurückgeblieben war. Er sprang hurtig auf seine Füße und eilte seinen Kameraden nach. „Wo kommst du her?" herrschte ihn der Wächter an. „Nicht mein ist die Schuld, wenn ich zurückblieb," gab er zur Antwort. „Hab ich nicht zusammen mit Euch und den Jünglingen unter demselben Baum gelegen? Euer ist die Schuld, Wächter, warum habt Ihr mich nicht geweckt?" Dieser wußte nicht recht zu antworten, vermochte auch nicht, dem Verratenen in die Augen zu sehen. So murmelte er nur: „Ich werde es den Häuptlingen sagen!" Diese kamen auch sehr bald und schalten, daß er den Verfehmten nicht auf dem Berge schlafend zurückgelassen habe. Er entschuldigte sich aufs demütigste und versicherte ihnen aufs teuerste, daß er sein Bestes getan, ihnen den jungen Mann in die Hände zu spielen.

Sie ersannen nun eine neue List, und der Wächter versprach demütigst seine Unterstützung. So geboten sie ihm: „Sage dem Jungen, die Häuptlinge rufen dich, heute gegen Abend gehe ihnen entgegen; sie erwarten dich, dir einige Geschehnisse aus dem Dorfe mitzuteilen." Ihr Vorsatz aber war, ihn unterwegs zu überfallen und zu erschlagen. Der Jüngling nahm die Botschaft an, und gegen Abend, bevor die in heißen Ländern nur kurze Dämmerung eintrat, machte er sich auf den Weg. Er war schon beinahe bis an die Stätte gekommen, wo die Mörder im Hinterhalt lagen. Es begann zu dunkeln. Ein Uhu flog vom Berge, setzte sich auf einen Baum am Wege, streckte seinen Kopf dem einsamen Wanderer entgegen und stieß den heisern Warnungsruf aus: ha! Der Jüngling beachtete ihn nicht. Der Uhu aber flog immer vor ihm her, von Baum zu Baum, streckte den Hals vor, schaute den Wanderer unheimlich an und schrie: ha! Doch der achtete nicht darauf. „Ein leribischi," dachte er, der „geht auf Schlangen- und Mäusefang." Aber der Uhu hüpfte unaufhaltsam mit warnender Stimme vor ihm her. „Wunderlich," murmelte der Häuptlingssohn; „aber es kann nichts bedeuten; schreit er doch oft so!" Doch da fiel ihm das Sprüchwort eines alten Mannes ein: „Schneide dem Mackwävogel ein Stück Fleisch ab; er ist ein Dürrer; aber er hat vorm Feind gewarnt." Er dachte darüber nach, wie dieser papageiähnliche Vogel ihm auf Jagdzügen schon oft in die Quere gekommen und das Wild gewarnt durch sein kwä-kwä. Es fiel ihm auch ein, daß der Uhu in ähnlicher Weise den Wildbock warnt, wenn er mit Sonnenuntergang aus seinem Versteck tritt und ein Jäger ihm auflauert. „Aber," tröstete er sich, „noch ist mir ja der „Hinderer der Reise" Clame, der Schlangentöter (großer Vogel, Sekretär genannt) nicht über den Weg gelaufen; ich gehe also weiter." Da plötzlich flog aus dem Busch eine Taube und stieß in diesem Halbdunkel mit voller Gewalt an seinen Kopf, kratzte ihn mit den Krallen, genau wie damals, als er im Schatten auf dem Berge, von den Genossen verlassen, schlafend zurückgeblieben und von einer Taube geweckt wurde. „Das hat etwas zu bedeuten," sagte er sich, „wieder die Taube, dasselbe Zeichen, und obenein der unausgesetzt warnende Uhu! Ich kehre um!" Und er kehrte um. —

„Schon wieder da?“ fragte erstaunt der Wächter. „Wie Sie sehen, ja!“ lautete die Antwort. „Hast du denn mit den Häuptlingen gesprochen?“ fragte der erste wieder. „Ich habe sie angehört!“ gab er zur Antwort. Der Wächter aber war des Todes verwundert, daß der Bursche unversehrt wiedergekehrt war. Da eines Tages — die Beschneidungsschule dauert ja drei Monate lang — kam ein Mann und nahm den Häuptlingssohn bei Seite. „Hast du denn noch nicht gemerkt,“ sagte er, daß die Brüder deines Vaters dir nach dem Leben trachten? Sei vorsichtig!“ „Wie sagst du,“ antwortete der Jüngling, „meine Onkel wollen mich töten? Das lügst du! Sind sie doch immer so freundlich zu mir gewesen!“ „Ja,“ antwortete der Mann; „aber dein Vater pflegte mitunter zu sagen: „Junge, achte auf die Zähne und sage nicht, mit den Zähnen waren wir ja immer friedlich und einig; Zähne, da beißen sich gegenseitig, die miteinander lachen.““ Der Jüngling dachte nach. Der Warner war seinem Vater treu ergeben gewesen. Schließlich gingen ihm die Augen auf. „Der Mann mag recht haben,“ sprach er. „Man will mich töten.“ Und nun gedachte er der wunderbaren Bewahrung, gedachte jenes Tages, da er schlafend schmählich zurückgelassen, den Mördern preisgegeben gewesen, aber von der Taube geweckt und gewarnt worden. Er gedachte der zweiten Bewahrung in jener Abendstunde auf einsamem Fußpfade im dichten Gebüsch, als der Uhu warnte: ha! und die Taube ihm zum zweiten Male ein Retter geworden. An Gottes bewahrende Hand, die — ohne, daß er sie kannte — ihn wunderbar errettet, dachte der Heide ja nicht. Denn Gottes Wort wurde damals den Schwarzen in Nordtransvaal noch nicht verkündigt. Von diesem Tage an aber wachte er auf und beargwöhnte alles, ließ sich auf nichts mehr ein, was ihm verdächtig schien, und vereitelte auf diese Weise alle weiteren Mordanschläge zum höchsten Verdruß seiner Onkel. Schließlich gaben auch diese alle weiteren Versuche, ihn zu ermorden, auf.

Die Beschneidungszeit ging zu Ende. Eines Tages wurde ihnen eröffnet, daß sie nach Hause in die Dörfer zurückkehren dürften; sie seien nun nicht mehr Unbeschnittene, sondern „junge Männer“. „Doch, wenn ihr nach Hause zieht, so richtet euer Angesicht stracks nach der Heimat; wer zurückschaut und sieht den Rauch des verbrennenden Beschneidungskraals aufsteigen, ist ein Kind des Todes!“ So zogen

sie ab, Mankchodi an der Seite seines nunmehrigen Häuptlings. Denn nach Rückkehr von dieser hohen Schule übernahm derselbe alsbald die Herrschaft. — „Freund,“ sprach der junge Häuptling eines Tages zu seinem ehemaligen Beschneidungswächter, „sage an, was hatten alle jene Tücken zu bedeuten, mit denen mir nachgestellt wurde?“ „Herr König,“ lautete die Antwort des vor Demut in den Staub sinkenden Mannes, „man wollte Euch aus dem Wege räumen, und zwar waren es Eure hohen Verwandten, die nach der Herrschaft trachteten!“ Es dauerte denn auch nicht lange, da setzte sich der junge Häuptling mit den Großen des Stammes in Verbindung, an allen seinen Feinden fürchterliche Rache zu nehmen. Die Mahnung des Herrn: Liebet eure Feinde! kannte der Heide ja noch nicht. Bei ihm ging es nach seiner Väter Wahlspruch: „Dorn im Hause tötet die Füße!“ So mußte denn der Dorn entfernt werden. Alle, die ihm nach dem Leben getrachtet, wurden umgebracht.

Mankchodi dagegen blieb auch fernerhin ein Vertrauter des Häuptlings. Er lernte auch die Mbila spielen und erfreute mit dessen Klängen gar oft seinen königlichen Herrn.

II.

Auf Freiers Füßen.

Das ist allerdings ein ganz anderer Begriff bei den schwarzen Wüstensöhnen, als bei den gesitteten Europäern. Zunächst hatte Mankchodi es schon gar nicht einmal nötig, lange zu suchen. Denn seine Auserkorene war ihm schon von seinen Eltern zudiktiert, ehe weder er noch das Mädchen ins Leben getreten waren. Das ging nach Väter Weise nämlich so zu: Mankchodis Mutter war die Tochter des alten Nare. Als Machachane sich um Malemaladischa bewarb, forderte der alte Nare zwölf Rinder für das junge Mädchen. Der Freier zahlte diese, und sie gingen — da der Alte bald starb — in den Besitz des ältesten Sohnes, Mongathi, über, der sich dafür ein Weib kaufte. Mit dem Vieh jedoch hatte er die Verpflichtung auf sich genommen, dem neugegründeten Hause seiner Schwester Malemaladischa seine erstgeborene Tochter als Frau für deren ersten Sohn zu überlassen. Der älteste Sohn aber, den Malemaladischa gebar, war Mankchodi.

Die Kinder wuchsen heran; das eine zählte vielleicht fünfzehn, das andere sieben Sommer. „Der Junge ist nun schon groß," sagte eines Tages Malemaladischa zu ihrem Eheherrn. „Es wird Zeit, daß wir ihm die Frau sichern, damit es meinem Bruder nicht etwa einfällt, das Mädchen anderwärts zu verkaufen; ich habe nämlich bereits gemerkt, wie der alte Tau für seinen nachgebornen Jungen sich nach einem Mädelchen umsieht. Meinem Bruder, dem Geizhals, ist es zuzutrauen, daß er das Kind teuer verkauft und uns nachher sagt: ihr habt mein Kind verachtet, sonst hättet ihr euch darum beworben!" „Dein Wort verstehe ich nicht, Alte," gab Machachane zur Antwort, „wird der Sohn des alten Nare sein Kind weggeben, das er für unsere

Lapa gezeugt hat?" „Mann," sagte die Frau, „womit sind deine Ohren zugestopft; bist du noch so unerfahren, daß du deutliche Rede aus dem Munde der Mutter deines Sohnes nicht vernimmst?" „Sei still, Weib," gab Machachane zurück, „wie wird dein Mund mich zu jung nennen, da deine Augen sehen, daß ich nicht erst lerne, ein Schurzfell tragen; habe ich doch bereits zwei zähe Schurzfelle vertragen; zerrissen, verbraucht sind sie; heute trage ich bereits das dritte; ist dir das nicht Zeichen genug, daß ich Verstand habe?" „Acha, Herr," sprach Malemaladischa, „so laß uns nur die bunte Kuh „dem Onkel" zum Aufpassen geben!" „Möge sie recht viele Kälber in seinem Kraal werfen!" erwiderte Machachane. „Gut," sprach die Frau, „es ist also abgemacht, wir geben Mongathi eine Kuh und bitten ihn, sie auf seiner guten Weide zu hüten; dann weiß er, daß wir den Rindern, die du für mich einst gezahlt hast, nachgehen und seine Tochter nicht verachten!" — Der „Onkel" war damit einverstanden, das Mädchen dem heranwachsenden Mankchodi gesichert.

Wieder waren ein paar Jahre vergangen. Zwar war Mantena noch immer ein Kind, aber dennoch gab ihr Vater eines Tages an „Schwesters Lapa" die Meldung: „Das Kind ist groß geworden, welches sind denn nun eure Absichten?" Das war für Machachane das Zeichen, seine Verwandschaft zusammenzurufen. Im Hof in einer Ecke hockte die biedere Schar der Vettern und ließ die Schnupftabakdose kreisen. „Machachane!" rief der Älteste unter ihnen nach längerer Beratung, „Machachane, hörst du?" — und damit schüttete er sich würdevoll ein ansehnliches Quantum Schnupftabak aus der dünnen Holzbüchse in die Hand. „Ich rede, Machachane, du verstehst doch, was ich sage?" „Ich habe dich verstanden," antwortete dieser dem großen Verwandten, welcher mittlerweile so weit gekommen war, daß er die Prise einnehmen konnte. „Also, ich sage, „geh' das Thokgola knüpfen"." „Du hast gesprochen, Sohn der Büffel, du hast es getroffen," erwiderte Machachane. Nun wurde noch der Tag verabredet, an welchem die Verlobung vor sich gehen sollte, und dann folgte ein gemütliches Bierstündchen.

„Ein wenig Wasser, ihr Könige!" sprach die Frau der Lapa und setzte einen umfangreichen runden Topf ohne Beine zu den Füßen ihres Mannes nieder. Der Kürbisschöpflöffel wanderte voll vom Biertopf

zu den Zechern, leer von den Zechern zum Biertopf. Kein Tropfen blieb übrig. Die Sache, welche erledigt worden, war viel zu groß gewesen und hatte Durst verursacht. Doch sich zu betrinken war man nicht gekommen. Dazu war auch der Biertopf viel zu klein, und die Fähigkeit, viel dergleichen Feuchtigkeit in sich aufzunehmen, zu groß.

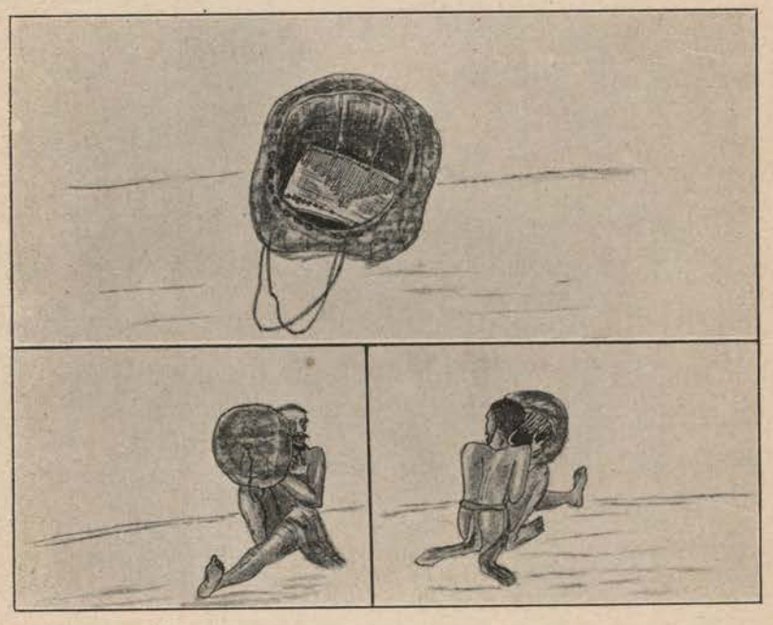
Am festgesetzten Tage versammelten sich abermals mehrere der Verwandten, das neulich beschlossene nun auch auszuführen. Ein großer Ochse wurde zum „Onkel" getrieben. Mankchodi folgte dem Zuge. Am Ziele angekommen, wurde der Ochse geschlachtet. Dann nahm man von dem Bauchfett und vermischte es mit Zaubermedizin. Die Mischung wurde dann in zwei Täschchen gefüllt, die aus einem Darm des geschlachteten Ochsen hergestellt waren. Die Mutter Mantenas band ein Täschchen dem Mädchen, der Vater das andere dem Jüngling um den Hals. „Nun haben wir euch das Thokcholo um den Hals gebunden; jetzt seid ihr einander verknüpft und gehört einer zu dem andern!" sprach der „Onkel". Soweit war nun für Mankchodi gesorgt.

Da kam die Beschneidungsschule. Als er diese hinter sich hatte und nun im Tor der Männer seinen Platz einnahm, wurde ihm fort und fort der Rat gegeben: „Suche dir jemand, der für dich kocht." Besonders seine Mutter drängte sehr. „Mein Kind," sagte sie, „wer wird dir dein Feuer anmachen?" Ja, die ganze Sippe riet ihm, sich nach solch einem nützlichen Menschen umzusehen.

„Ja," sagte der Bursch, „wie soll ich es denn machen? Des Onkels Tochter ist noch klein; wird sie den Topf gar kriegen? Hat sie doch auch noch ein wenig zu wachsen, bis sie in die nächste Koma gehen kann." „Sieh mal, Junge," sprach der Vater, „wenn du bei dem alten Wildschwein vom Berge in die Lapa gucken möchtest; drei Kinder sitzen da; ihres Vaters Viehkraal wartet auf Zuwachs. Und weiter mache ich dich darauf aufmerksam, daß dessen Töchter alle starke Arme haben; dein Acker wird also immer bestellt werden. Geh' zum alten Wildschwein, denn ‚ein Weib ist ein Pavian, es werden die Arme gegessen'.[1]) Verstehe mich, Kind, ‚du magst vorbeiwerfen, wenn du Wild jagst im Feld; eine Frau aber muß ein Treffer sein'."[1]) „Ja, wenn

1) Sprichwort.

ihr denn soviel drängt, dann hilft es nichts," antwortete der Junge, „dann können wir ja der Sache mal näher treten." „Dem Jungen wird schon sein Brei gekocht werden," sprach die Mutter; „aber nun vergeßt nicht seine Frau, die Tochter des ‚Onkels'. Ihr muß es angezeigt werden, daß unser Kind sich eine Köchin sucht!" „Na, Alte, dann lauf nur hinüber zum ‚Onkel' und erzähle ihm, was unsere Verwandten beschlossen haben," schloß Machachane.



Mbila und Mbilaspieler.

Nicht lange darauf machte Malemaladischa dem Bruder ihre Aufwartung. „Sieh," sprach sie zu ihm, als sie auf der Lapa saßen, „das Kind ist groß geworden; es muß nun jemand haben, der ihm etwas kochen kann; dein Kind ist noch zu klein dazu; so müssen wir ihm jemand suchen, der ihm Feuer anmacht!" Der Bruder verstand, was seine Schwester meinte. Denn ob sich der Herr Neffe noch so viel Weiber nehmen würde, des „Onkels" Tochter blieb seine große Frau; sie sollte stets als Königin unter allen Weibern gelten, ob sie nun zuerst oder zuletzt heimgeholt

worden. „Gut, meine Schwester," gab er denn auch zur Antwort, „dein Wort hat sein Ziel gefunden; ich gehe jetzt unsere Vettern zusammenrufen, damit sie von der Sache Kenntnis nehmen." Da kamen sie denn zusammen, die „Wüstensöhne" der Mongatsischen Sippe, mit ernsten Gesichtern, einer nach dem andern. „Wir huldigen dir, Schwester! Sei gegrüßt, große Herrin!" so oder in ähnlichen schönen Grüßen ergingen sich die nach und nach herbeigekommenen dunkelbraunen Herren. „Ihr Könige!" beantwortete sie händeklappend den Gruß, oder „Sohn des Büffels", oder „Wildschwein", „großer Herr". Dann begann die Entgegennahme der Botschaft, die der Onkel selbst vortrug. Man sprach hin und her, bis schließlich einer von ihnen das Wort ergriff und zu der Mutter Mankchodis sprach: „Sage dem Sohne Machachanes, sprich zu ihm: Sohn Machachanes, so mußt du sagen, hier ist deine Lapa; du hast wohl getan, daß du deine Lapa nicht verachtet hast; du hast sie erhöht, denn du hast gesagt, deine Frau sei hier auf des ‚Onkels' Lapa; so hast du gesagt; da deine Frau jedoch noch zu klein ist, so zieh hin in Frieden und suche dir zunächst jemand, der für dich kocht!" — „Ich danke euch, ihr Könige," antwortete Malemaladischa, und begab sich bald darauf auf den Heimweg; denn die Sonne stand schon tief, und sie fürchtete die bösen Geister. Ihr Bruder aber, dessen Kraale voll Rinder und Ziegen standen, wollte sich nobel erweisen, hielt sie noch einen Augenblick zurück, ließ einen Ziegenbock vorführen, und auf denselben zeigend, sprach er: „Dies Schurzfell da schenkt meine Tochter deinem Sohne!" Dann aber eilte Mankchodis Mutter von dannen. Nicht lange darauf jagte Machachane eine schöne Färse aus seinem Kraal und ließ sie zum „Onkel" treiben als Angeld auf die Tochter desselben. Bei dieser Gelegenheit wurde denn auch jener Ziegenbock ans Messer gebracht und verzehrt. Das Fell trugen sie sorgfältig zu Mankchodi, der es täglich auf allen seinen beschaulichen Gängen mit sich herumschleppte und rieb, bis es gegerbt war und ihm zum Schurzfell dienen konnte.

Mittlerweile wurden die nötigen Schritte getan, die sogenannte Köchin, das Nebenweib, zu kaufen. Machachane hatte wirklich einen seiner Verwandten zum alten Wildschwein vom Berge gesandt, zu erforschen, ob er dessen Tochter für seinen Sohn erwerben könnte. Der Vorgang, der sich dabei abspielte, war folgender: Der Bote hatte sich

mit einem höflichen „wir huldigen Euch, Herr!" in eine hockende Stellung auf der Lapa Wildschweins niedergelassen. Allerhand Sachen waren bereits durchgesprochen, z. B. daß Mokoanes rotfleckige Kuh ein hübsches Kalb habe, daß Tsokeles Frau sich den großen Zehen verletzt habe, daß Malepos Hund einen toten Hasen gefunden u. dgl. Wildschwein vom Berge wußte genau, daß dies alles nur Plänkeleien seien und die Hauptsache noch komme. Aber ein Schwarzer hat Zeit, und wenn er den ganzen Tag am Feuer sitzt und in die Flammen starrt oder in den blauen Himmel, so hat er am Abend auch noch nichts versäumt. Endlich brach der Bote kurz ab. „Kolobe,"[1]) sagte er zu dem Alten. „Äh?" fragte dieser zurück. „Kolobe," sprach der Bote wieder, „du hörst doch, was ich sage?" „Gewiß Herr!" antwortete dieser, „ich habe dich verstanden!" „Der alte Machachane," nahm der erste wieder das Wort, „hat mich zu dir gesandt; er spricht: ‚Wir wünschen uns Nachkommenschaft.'" „Aoa,[2]) Herr," antwortete der Gefragte, „du sprichst die Wahrheit; sage mir, wie wollt ihr denn Nachkommenschaft gewinnen?" „Kolobe," sagte der Bote, „du hörst mich doch, wir suchen eine Frau!" Unterdessen hatten sich mehrere Männer der Verwandtschaft Wildschweins zusammengefunden. Sie besprachen das Ereignis, und man sah es ihnen an, sie waren nicht abgeneigt, auf die Sache einzugehen. So lautete denn auch der Beschluß für den Boten äußerst günstig. „Du hast gesprochen, Sohn des Mochobuja," redete ihn Wildschwein an; „siehe, beide sind erwachsen, der Junge und das Mädchen; die brauchen niemand, der für sie spricht; laßt sie beide miteinander reden!" Damit war die Sache erledigt, und der Bote verabschiedete sich, dem alten Machachane obigen Bescheid zu überbringen. „Junge," sprach der zu seinem Sohne, „nun sprich schön mit der Mantlala vom Berge, damit die Sache zustande kommt."

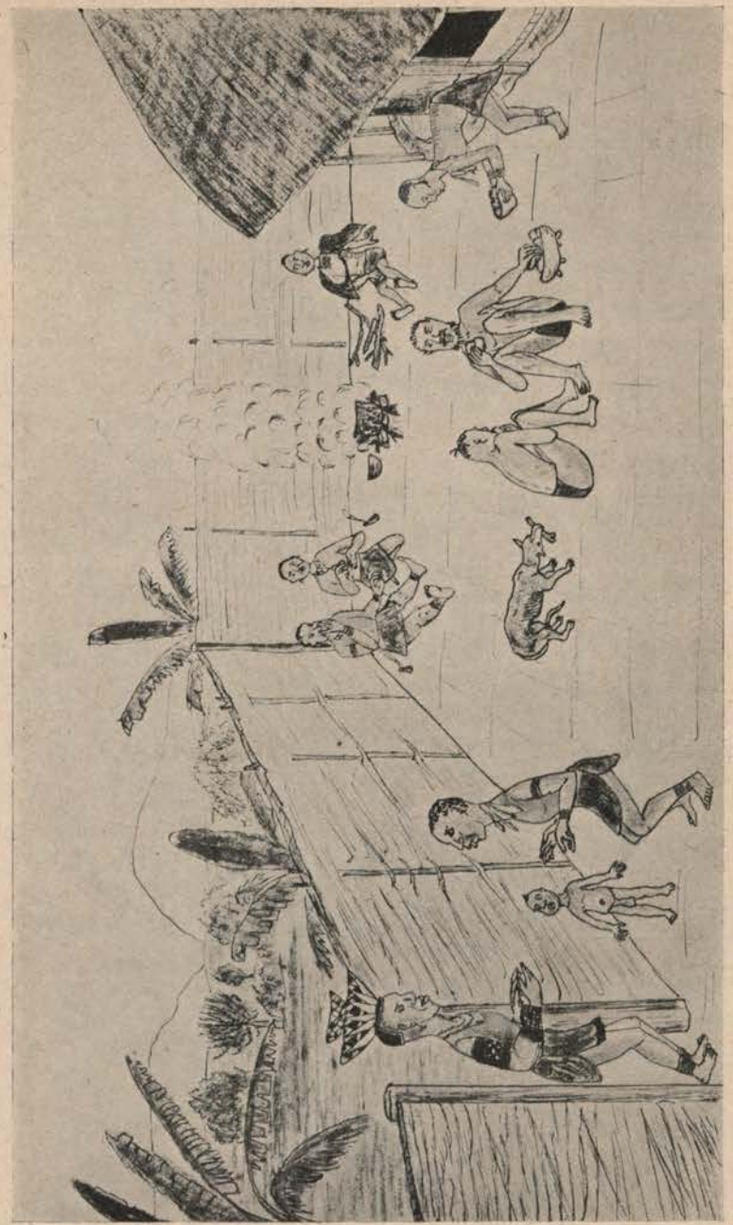
Als Mankchodi sich am nächsten morgen wusch, nahm er nicht den gewöhnlichen Schluck Wasser in den Mund, der zum Waschen der Hände und der Gegend um Mund und Nase reichte, sondern er ging wirklich zum Fluß und nahm ein Bad, schmückte sich dann mit seiner Ziegenfellschürze und machte sich auf den Weg. Er wurde mit Mantlala einig

1) Schwein. 2) Ausruf.

und schenkte ihr beim Abschied schöne Perlen. Darauf sandte der Vater des Freiers abermals jenen Boten. „Sohn Mochobujas," antwortete des Mädchens Vater, „diese Sache ist eine Sache; wenn es keine Sache wäre, würde ich nicht sagen es ist eine!" Mit dieser Auskunft kehrte der Bote um.

Nun rief Mantlalas Vater abermals seine Verwandten zusammen und entwarf mit ihnen seinen Plan. Obgleich ja alles durch die Sitte bereits geregelt war, mußte dennoch die wichtige Angelegenheit von allen möglichen und unmöglichen Seiten beleuchtet werden. Zum Schluß wurde eine Frau aus der Verwandtschaft zur „Maditsela"[1]) ernannt. „Die Genossin des Thosacho wird den Tabak tragen; sie ist die Maditsela." „Hörst du, Weib?" wandte sich Thosacho nach der Richtung um, wo die Frauen saßen, „du trägst den Tabak!" „Aoa, Herr, ich habe dich angehört," antwortete diese. Und nun folgte die Vorbereitung zu diesem so hochwichtigen Akt. Ein Körbchen ohne Henkel ward außen mit farbiger Erde bemalt, inwendig mit feiner weißer Fetterde bestrichen, dann mit einer bestimmten Art Kafferhirse (Mphocho) gefüllt. Oben drauf stellte man ein kleines Gefäß mit gemahlenem Tabak, Schnupftabak. Mit schönem Schurzfell und mit Perlenketten geschmückt, den halbrasierten Kopf mit Fett eingerieben, machte sich die „Mutter der Wege" auf nach Machachanes Dorf. Jedermann, der sie unterwegs antraf, erkannte das bunte Körbchen auf ihrem Haupt. Fast ehrfurchtsvoll flüsterte einer dem andern zu: „Sie trägt den Tabak!" d. h. sie ist in Heiratsgeschäften. Am Ziele angelangt, kehrte sie bei Bekannten aus des Freiers Sippe ein. Man kam ihr bereits entgegen. Bald meldete ein Bote dieser Leute dem alten Machachane: „Wisset, die Maditsela ist gekommen; sie trägt den Tabak!" Die Antwort lautete: „Bringt sie nach Hause", d. h. nach unserm „zu Hause!" „So laßt uns denn hingehen," forderte die Herrin der Lapa, in der die Maditsela eingekehrt war, diese auf, griff nach dem wichtigen Körbchen und setzte es sich selbst auf ihren Kopf. So führte sie die Botin zur Lapa der Eltern des jungen Mannes. Man begrüßte zuerst die Trägerin des Körbchens, dann die Maditsela selbst. Darauf ließen sich alle auf die gefegte und mit frischem Kuhmist bestrichene Lehm-

1) Mutter der Wege.



Die Maditsela kehrte bei Bekannten aus des Freiers Sippe ein.

tenne der mit Ruten umzäunten Hofstatt nieder. Worte wurden nicht viel gewechselt. Jedermann wußte, das Körbchen mit Hirse und Tabak bedeutet: „Bringt Rinder, und ihr bekommt Mantlala, des Wildschweins Tochter!“ Die Maditsela trat den Heimweg an.

Das wichtige Körbchen aber mit seinem Inhalt wurde durch ein verwandtes Mädchen weitergesandt an Mankchodis verheiratete Schwester. Sie hatte es schon lange erwartet und ihr Eheherr längst seine Zustimmung zu der Sache gegeben. Sie schüttete Hirse und Tabak aus und sandte zum Zeichen des Einverständnisses das Körbchen leer an ihre Eltern zurück. „Mein Rind für diese Heirat ist vorhanden!“ ließ sie sagen. Dies Wort gab das Zeichen für die ganze Sippe. Man trat zusammen, beriet die Sache; richtig, sieben Rinder hatte man in der Verwandtschaft aufgeboten. „Wer treibt das Vieh zum alten Wildschwein?“ hieß es nun. Auch diese Frage wurde bald erledigt, und einige Männer wurden ernannt.

An einem bestimmten Tage setzte sich der Zug in Bewegung. Man sandte auch eine Maditsela voraus, die auf ihrem Haupte Hirse und Tabak trug. Sie kehrten in mehreren Lapen ein. Dann machten sich die beiden Sippen ans Geschäft. Zunächst wurden die Rinder gezählt. „Sieben bringt ihr Herren?“ sprach Wildschwein; „nein, ihr Könige, ihr dürft mir nichts böses wünschen!“[1]) Man versprach ein achtes Rind. Das Feilschen begann; es ward zum Schachern. Endlich war man einig: neun Rinder müssen es sein. „Gut,“ sprach

1) Ge ba hoetscha e le tsche schupang, ba tla re le se ke la re schupa = wenn sie finden, es sind sieben, werden sie sagen, ihr sollt uns nicht drohen.

Go schupa = 1) sieben, 2) mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf etwas deuten, 3) drohen.

Der Eingeborene nämlich, wenn er zählt, beginnt mit dem kleinen Finger der linken Hand. Ist er bis zum Daumen gekommen, sagt er: go fetscha seatla = fertig machen die Hand, d. h. auf deutsch dann: fünf. Er geht dann hinüber zum Daumen der rechten Hand, go selela sagt er, d. h. hinübergehen (hier von der linken zur rechten Hand). Der Daumen der rechten Hand wird deshalb go selela (auf deutsch: sechs) genannt. Dann streckt der Eingeborene den rechten Zeigefinger aus und sagt go schupa = zeigen, auf deutsch: deuten, sieben.

Mit dem ausgestreckten Zeigefinger der rechten Hand auf jemand zeigen, ist soviel als: Unglück wünschen, Tod anwünschen.

darauf Wildschwein, „so sei es; neun Rinder jagt ihr mir in meinen Kraal, und das Kind ist euer! Aber nach dieser sauren Arbeit des Beratens sind wir hungrig geworden; nun wollen wir einen Ochsen schlachten, damit wir uns stärken!“ Er hatte gut reden, der alte Herr; denn er wußte genau, daß ihm dies Schlachttier zurückerstattet werden würde. Mit einer Hinterkeule beladen, traten die Brautwerber den Heimweg an.

„Nun, Junge, ist dir die Mantlala gesichert,“ rief Malemaladischa ihrem Sohne zu, als die Boten Bericht erstattet hatten. „Ja,“ fügte Machachane hinzu, „sie haben uns aber beinahe aufgegessen. Unser Viehkraal wird leer bei dieser Heirateri. Denn für des ‚Onkels‘ Tochter haben wir ja auch noch nichts bezahlt!“ „Laß nur, Alter,“ erwiderte die Mutter, „was sollen wir tun, einer muß doch dem Jungen Feuer anmachen!“ „Das ist wahr,“ sprach Machachane, „aber bedenke auch, daß dies erst die Verlobung ist, die wir mit zehn Rindern zustande gebracht haben. Wenn wir erst zum Heiraten schreiten, verlangt der Alte vom Berge noch einmal fünf oder sechs Rinder; na — und wenn sich der Junge dann die ‚Frau‘ holt vom ‚Onkel‘ —.“ „Ach, Alter,“ fiel die Frau dazwischen, „du verirrst dich mit deinen Gedanken; du weißt doch, was die Alten sagen: ‚Eine Kuh ist ein Haar.‘[1]) Du schneidest das Haar ab, und es wächst wieder. Die Kühe von Mankchodis Vater werden sorgen, daß dein Rinderkraal voll bleibt!“

Es war mittlerweile dunkel geworden. Die Boten hatten sich längst entfernt. Vom Tor der Männer hörte man gedämpfte Stimmen. Malemaladischa hatte den steifen Hirsebrei fertig und stellte ihrem Manne die gefüllte Holzschüssel rundlich geformter Stücke zu Füßen. Als Zukost diente etwas von dem Fleisch der teuren Hinterkeule des Verlobungsochsen. Süßer Fleischduft stieg aus der Holzwanne zu Machachanes Füßen empor und erfüllte die ganze Lapa. Die Frau saß abseits an besonderer Schüssel. Gesprochen wurde wenig. Das Essen nahm jeden völlig in Anspruch. Nur die Hunde balgten sich um einen Knochen. Die Mahlzeit war beendet, man wischte sich die Hände ab, wie es gerade ging. Der Alte ließ sich ein paar Tropfen

1) Sprichwort.

Wasser über die Finger gießen und ließ sie dann an der Luft trocknen. Der Sternenhimmel zog herauf mit seiner Pracht. Die dithutlo (= Sterne des südlichen Kreuzes) blickten bald auf stille Schläfer herab, die auf der Lehmtenne der Hofstatt lagen, jeder sein weichgegerbtes Kuhfell über das Gesicht gezogen, nichts unter sich, als eine dünne, aus Gras geflochtene Matte.

Am nächsten Morgen machte sich der Bräutigam mit seinem Freunde auf, der Braut den ersten Besuch abzustatten. Nach alter Sitte war von dem Verlobungsochsen eine Rippenseite aufgehoben worden. Und es war Aufgabe des jungen Paares, zum Zeichen ihrer nunmehrigen Zusammengehörigkeit gemeinsam von der Rippenseite zu essen.

Im Verlaufe des der Verlobung folgenden Jahres besuchte der Bräutigam seine Braut hin und wieder. Mitunter blieb er sogar einige Tage. Eines Tages allerdings eröffnete ihm der Alte vom Berge, daß er eine molato (Schuld) habe. „Was für eine Schuld habe ich denn?" fragte Mankchodi. „Das weißt du nicht?" erwiderte der Alte; „da, guck mal dahin!" und damit machte er eine Handbewegung nach dem westlichen Horizont, „hast eine große Nase, aber riechen kann sie nicht". „O weh", antwortete erschrocken der Bursch, „du hast recht; da steht der neue Mond! Was sagte doch die Mutter, als ich ging? Sie sagte: ‚bleib nicht bis in den neuen Mond hinein; wer das tut, hat eine Schuld!'[1]) Ich Nashorn, nun hab' ich von der Euphorbie gegessen; dies Bauchweh hab ich mir durch eigene Schuld zugezogen. Aoa, ke sentsche (ich habe gesündigt), ke a rapela papa (ich bitte um Verzeihung Vater)!" „Siehst du, Knabe", sprach der Alte, „ein Kopf, der noch saftig (lebendig) ist, wird von seinem eigenen Herrn ordentlich aufgepaßt.[1]) Du aber hast geschlafen, es ist deine eigene Schuld. Aber da du um Verzeihung bittest, mag's vergeben werden; womit bittest du denn um Verzeihung?" „Ich weiß nicht, Herr!" sprach der Jüngling. „Eine Ziege bezahlst du!" sagte der Alte. „Ach, ich bitte doch sehr, sehr", flehte Mankchodi, „lieber Vater, töte mich doch nicht gleich; ich habe eine schöne Perlenkette, die will ich deiner Tochter schenken; vergieb mir doch!" „Gut",

1) Sprichwort.

sprach der Schwiegervater, „bringe die Perlenkette, und ich werde sagen: du hast abgebeten!" — Daß es seiner lieben Braut an List nicht gebrach, mußte der junge Mann auch bald fühlen. Eines Tages traf er sie an mit verhülltem Antlitz. „Warum hast du denn dein Antlitz verhüllt, darf ich dich denn nicht schauen?" fragte er. „Nein", lautete die Antwort. „Wenn ich dich aber bitte", sprach der Jüngling. „Ja, womit bittest du denn?" erwiderte die Braut. „Ich weiß doch nicht, was du haben willst", seufzte der Bräutigam. „Bitte mit einer Ziege", stellte sie zur Bedingung auf. Er ging darauf ein, und die Sache war erledigt. Doch sie schröpfte ihn noch öfter. Bald verhüllte sie ihr Antlitz vor ihm, einen Armring zu erlangen, bald eine Decke, bald Perlen. „Was soll ich tun?" sprach Mankchodi. „Schon unsere Vorfahren sagten: ‚Werde von deinen Verwandten verachtet, aber nie von deinem Weibe, das du dir verlobt hast.'[1]) Damit sie mich nun nicht verachtet, muß ich zahlen."

Bald aber erinnerten ihn seine Angehörigen daran, daß er die Mantlala nur genommen, damit sie für ihn koche. „Sieh," sprachen sie, „deine ‚große' Frau, des ‚Onkels' Tochter, ist auch heute noch zu jung. Auf denn und hole dir des Wildschweins Töchterlein! Sie gehört dir; wir haben sie gekauft, sie ist ein Weib unserer Rinder!" „Ich habe nichts einzuwenden," gab er zur Antwort, „leitet nur die Sache ein!" So versammelten sich denn eines Tages wieder die Machachanischen Verwandten zum Familienrat. Es wurde beschlossen, die diesseitige Maditsela auszusenden, um die Mantlala Kolobe zu bitten. Die Maditsela machte sich auch auf. „Ihr Könige", sprach sie, „wir bitten nun um das Weib." „Wie meinst du das?" antworteten die Wildschweine vom Berge, „bringe uns etwas, womit wir das Tor frei machen können!" Die Maditsela kehrte zurück mit diesem Bescheid. Machachane sandte nun eine Kuh und ein Ochskalb, die ‚das verschlossene Tor öffnen' sollten, damit die von ihm gekaufte Wildschweintochter herausgehen könne. Aber die beiden Tiere wurden zu gering erfunden zu diesem Werk. „Bringt ein drittes Tier!" sprachen die Verwandten der Braut. Die Maditsela trat jetzt in volle Tätigkeit; sie ging hin und her, Botschaft empfangend und mit-

1) Sprichwort.

teilend. Endlich kam das geforderte dritte Rind. Es wurde in Augenschein genommen. Kopfschüttelnd wandten sich die Wildschweine an die Überbringer: „Wird denn dieses Huhn die Frau aus dem Tor herausschaffen können? Nein, ihr Könige, noch eine Kuh und ein Färsenkalb, und ihr führt die Braut heim!“ Maditsela brachte diese letzte Nachricht zu Machachane. O weh, gab das ein Jammern: „Sie töten uns; sie haben uns bereits aufgegessen! Junge, dein soll das Weib sein: sieh, wie du fertig wirst!“ Da machte sich der Verlobte selbst auf. Mit kläglicher Gebärde klagte er dem alten Wildschwein seine Not. „Herr,“ sprach er, „es ist nicht mehr vorhanden, wir sind Ihre Waisenkinder, geben Sie mir die Frau!“ „So,“ erwiderte der Schwiegervater, „bist du auch gekommen, mich zu töten? Habe ich darum ein Kind gezeugt, daß ich sie für nichts weggebe?“ „Ach, hast du denn deinen Waisenknaben verworfen, König?“ bat der junge Mann; „gib sie mir doch, ich bitte dich sehr, sehr, gib mir die Frau!“ „Ich kann nicht,“ lautete die harte Antwort. „‚Der Feuerscharrer scharrt sich's auf den eigenen Leib‘;[1]) sitzen wir am kalten Abend am Herdfeuer auf der Lapa, so scharrt sich jeder das Feuer, so nahe wie möglich an den eigenen Leib; sieh, mein Sohn, mich friert, ich will mich wärmen, bring die Kuh und ein Färsenkalb, und du kannst dir dein Feuer von Mantlala anzünden lassen!“ Traurig zog der Heiratlustige von dannen und berichtete seinem Vater die Sache. „Vater,“ sagte er, dieser Dachs sitzt tief im hohlen Baum und knurrt!“ „Junge,“ erwiderte der Alte, „ich habe nichts, ihn herauszubefördern, denn ich bin am Ende, versuch doch mal bei den Vettern!“ „Ja,“ fügte die Mutter hinzu, „vielleicht findest du noch ein paar Kälber.“ Aber umsonst war diese Vetternreise. Sie waren alle am Ende. Traurig kehrte Mankchodi zur Lapa Wildschweins zurück und blieb dort. „Er bittet um die Frau!“ sprachen die Männer im Tor. „Ja,“ setzte einer hinzu, „und der alte Kolobe läßt ihn tüchtig arbeiten.“ „Arbeiten nennst du das?“ rief ein dritter, behaglich im Grase sich ausstreckender Schwarzer, „er mordet ihn! Sieh nur, wie mager der Knabe geworden ist!“ „Sei du nur still!“ warf ein Vierter dazwischen, dein Schwiegersohn ist das reine Gerippe, du hast ihn wohl nicht

1) Sprichwort.

gemordet? und als Zukost ißt er morocho (Grünkrautgemüse)!“ „Aoi,“ antwortete der Gescholtene, „ich wollte neulich einen Ochsen für ihn schlachten, aber er ißt ja gar kein Fleisch!“ „Was ihr alle redet!“ erhob da ein anderer seine Stimme, „ist es uns nicht ebenso gegangen? ‚Das Schilfrohr im Wasser fühlt keine Kälte noch Eis‘[1];) es ist der Ort, wo es hingehört und muß aushalten. Der Junge gehört auch in seine Arbeit hinein und wird es aushalten. Zuletzt bekommt er auch das Mädchen!“ — Mankchodi spaltete indessen für Wildschwein Holz, bestellte den Acker, kurz, arbeitete wie ein Knecht. Der Schwiegervater aber bestand auf seiner Forderung: eine Kuh und ein Färsenkalb. Die Zeit verging. Beinahe acht Monde waren gekommen und gegangen; noch immer bat der Jüngling um die Mantlala. Endlich eines Tages wurde ihr Vater weicher. „Hilfreich sei der Mensch!“[1]) sprach er und fügte hinzu: „ein großer Mensch ist barmherzig, nur der kleine hat ein böses Herz;[1]) mein Sohn, du sollst das Weib haben; gewiß, du bist nicht imstande, Kuh und Kalb herbeizuschaffen, ein Waisenknabe; sieh! ich gebe dir die Frau auch ohne die Rinder; bau mir ein Haus, und du führst meine Tochter heim nach Machachanes Lapa!“ „Soll ich sie dann wirklich bekommen, wenn ich dir dein Haus fertig gebaut habe?“ fragte der junge Mann. „Aus dem Munde herausgekommen, ein wahres Wort“,[1]) antwortete der alte Wildschwein, „und wenn du das Haus fertig hast, so mache ich dich vom Dache herabsteigen.“

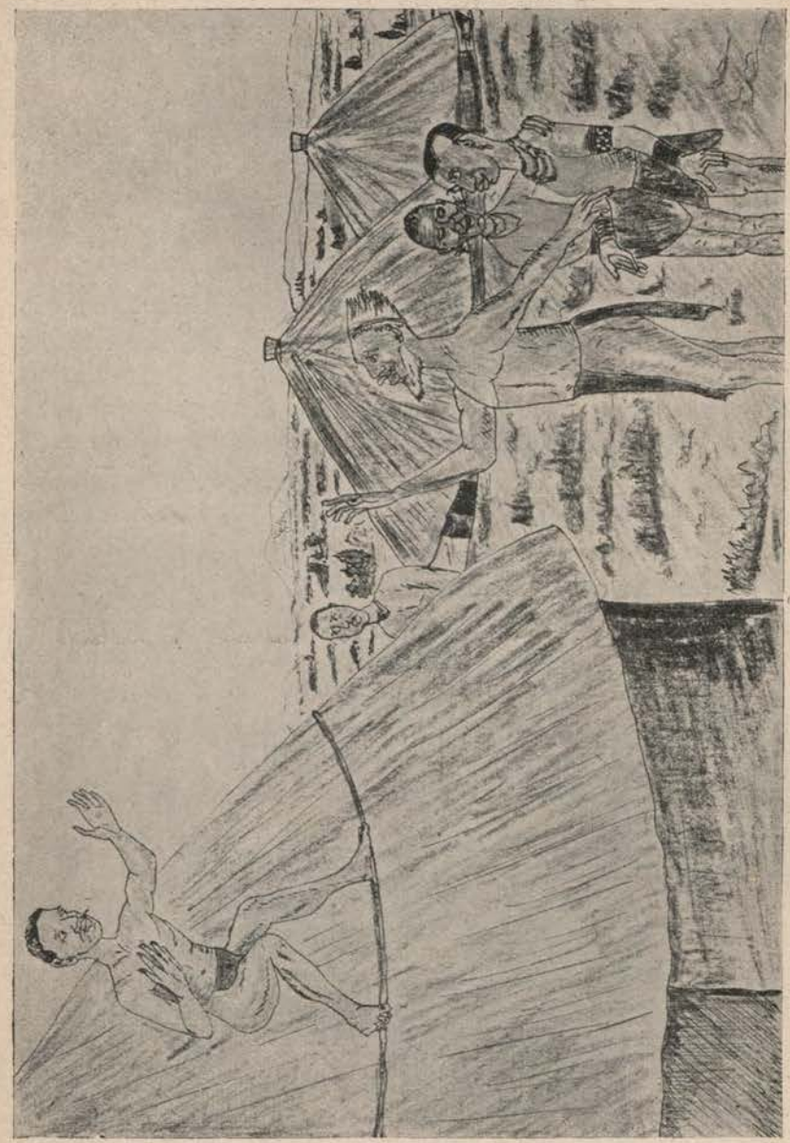
Mankchodi machte sich sofort daran, schlanke Bäume zu fällen und auf den Schultern herbeizutragen. Es war eine saure Arbeit, denn er brauchte viel; der Alte hatte ein großes Haus verlangt. Darauf stellte er die dünnen Stämmchen zusammen und verflocht sie durch biegsame Latten und Baumbast zum Dachgestell. Das nahm ihm sehr viel Zeit. Endlich konnte er sich daran machen, die Wand aufzusetzen. Dazu erbat er sich die Hilfe eines Freundes. Sie hoben das Dachgestell in die Höhe und stützten es durch Unterstellen von Pfählen. Darauf fügten sie Pfahl an Pfahl, gruben sie in die Erde, bis sich der Kreis schloß und die Form der runden Hütte da war. Diese Wandpfähle bewarfen die Frauen von innen und außen mit

1) Sprichwort.

Lehm. Mankchodi machte sich unterdessen ans Deckgrasschneiden. Dazu benutzte er ein großes, ungefähr zwei Fuß langes und zwei Zoll breites Messer, das der Schmied des Dorfes angefertigt hatte. Das geschnittene trockene Gras band er in Garben von fünfzig bis sechzig Bündeln, die er auf seinem Rücken nach Hause trug. Endlich konnte er anfangen zu decken. Er saß oben auf dem Dach. Unter demselben, im Innern, saß ein Junge, der ihm die Holznadel, mit welcher er die aus Gras geflochtene Heftschnur durch das aufgelegte Deckgras zog, immer wieder nach oben zurückstach. Zuletzt brach auch endlich der Tag an, da er sein Werk vollendete. „Langnagel leckt mit der Zunge; aber der fleißige Arbeiter ißt die Süßigkeit,“[1]) sprach der Freund Mankchodis. „Deine Fingernägel sind abgebrochen und kurz geworden von schwerer Arbeit, aber nun empfängst du auch den Lohn. Heute bekommst du Mantlala!“ Auf dem Dache sitzend erwartete Mankchodi die Schwiegereltern mit der Braut. Da kamen sie auch schon herbei. Dem Bräutigam hüpfte das Herz vor Freude. Denn wenn er sie auch nur auf den Rat der Verwandten nahm, so hatte er sie doch lieb gewonnen. Davon zeugten die messingnen Armringe, die er mit ihr gewechselt. Das alte Wildschwein vom Berge erhob seine Stimme. „Schwiegersohn,“ sprach er, „re go foloscha ngoakong o, mosadi scho (wir machen dich von diesem Hause herabsteigen, holen dich herunter, hier ist die Frau)!“ Da kletterte er freudig vom Dach herunter. Und wenn es auch nicht eine stürmische Kußszene gab, wie dies bei Europäern der Fall sein würde, so drückte er ihr doch die Hand, und sie lächelte ihn zufrieden an. Dann wurde der Plan zur Heimholung entworfen.

Doch siehe da, noch ehe der Tag der Hochzeit gekommen, schien ein abermaliges Hindernis dazwischen zu treten. Es geschah nämlich, daß eine Färse von den für Mantlala bereits bei der Verlobung gezahlten Rindern aus irgend einem Grunde verendete. Am selbigen Tage noch sandte der Alte vom Berge einen Boten an Machachane und ließ sagen: „Wisset, ein Rind ist verendet, wir suchen ein Messer!“ Sofort trat die ganze Verwandtschaft zusammen und hielt Rat. Schließlich kam man zu dem Resultat, das eigentlich nach dem Gesetz

1) Sprichwort.



Schwiegersohn, sprach er, wir machen dich von diesem Hause herabsteigen; hier ist die Frau.

gar nicht anders ausfallen durfte: der Vater des Bräutigams hat an Stelle des toten Tieres ein anderes zu zahlen. Er hätte dies sogar tun müssen, selbst wenn ein von jenen Verlobungskühen erst neugeworfenes Kalb verendet wäre. Denn das Gesetz sagt: jedes erste Tier, welches von den Heiratsrindern beim Vater der Braut stirbt, sei es auch nur ein erst später geworfenes Kalb, muß von dem Vater des Bräutigams oder diesem selbst durch ein ausgewachsenes Rind ersetzt werden. Aber auch nur das erste Tier. Später sterbende Rinder gehen den früheren Besitzer nichts mehr an. Diesmal handelte es sich indessen um das erste. So zahlte denn Mankchodis Vater eine Ersatzfärse, wenn auch unter Schmerzen, mit den Worten: „Da ist das Messer." Die Boten zogen nun befriedigt ab und halfen Wildschwein das tote Tier ausweiden und verspeisen. Ja, auch verspeisen. Denn „Fleisch vergräbt man nicht," sagt der Eingeborene, „das tut nur der Weiße". So geschah es denn z. B. in den Jahren 1896 und 1897, daß die Eingeborenen Transvaals von dem an Rinderpest verendeten Vieh aßen, soviel sie konnten. Es fehlte infolgedessen auch nicht an entsetzlichen Krankheiten; daß die darauf ausbrechende Fieberepidemie so ungeheure Opfer unter den Eingeborenen forderte, kommt wohl vielfach auf Rechnung des Genusses von an Rinderpest verendetem Vieh. Das Fleisch des toten Tieres, welches die Wildschweine vom Berge aßen, war dagegen noch ein Leckerbissen.

Endlich war auch dieser Zwischenfall erledigt. „Nun holen wir das Weib unserer Rinder," sprach befriedigt Mankchodis Mutter. „Junge," fügte sie hinzu, „du hast recht getan, daß du dem Alten vom Berge scharf zugesetzt hast, denn ‚ein Kind, das nicht schreit, stirbt im Tragefell.'[1]) Es sitzt wohl auf dem Rücken der Mutter im Schaffell wohl eingehüllt, aber weil es nicht schreit, denkt sie, dem fehlt nichts, es ist satt. Du aber hast tüchtig geschrieen, und nun bekommst du zu essen!" Der Bräutigam saß während dieser Rede auf der Erde an einer kleinen Holzschüssel mit Maisbrei. Daneben stand ein irdener, halbzerbrochener Napf mit gekochten Heuschrecken. In der linken Hand hielt er ein Stückchen steife Maispappe, in der rechten eine Heuschrecke, während die weißen Zähne in eifriger Tätigkeit waren. Seiner Mutter antwortete er hin und wieder nur durch

1) Sprichwort.

ein verschwommenes, zustimmendes „eh!" „Wenn nur erst dieser Mond weg wäre!"[1]) brach er endlich hervor, als der größte Hunger gestillt war. „Mein Sohn," warf da der Vater ein, „‚wälze diesen Mond hinweg mit einem brennenden Holzscheit, daß er sterbe und vorübergehe'[2]); mit dem nächsten Mond holst du die Mantlala heim." „Ja," sprach der Sohn, „ich trage schwer mit dem Warten." „Du bist ein Mann," antwortete der Vater, „‚binde dein Herz fest zusammen mit der Grausamkeit eines Besenbinders'[2]); wenn der bindet, frägt er auch nicht, ob es dem Besen wehe tut. ‚Dein Herz muß hart sein, wie der Stein am Feuerherd'[2]). Ob's brennt, ob's glüht, er läuft nicht davon; er trägt den Maisbreitopf, bis er gar ist und das Feuer erlischt. Also auch du, harre, halte aus!"

Der Tag der Heimholung kam, der lang ersehnte. Der Bräutigam schmierte sich seinen halbrasierten Kopf mit glänzendem Rinderfett ein, band ein frisch gegerbtes Ziegenfell um die Lenden und schickte sich mit seinem Freunde an, die Braut abzuholen. Malemaladischa flüsterte dem Sohne ermahnend ins Ohr: „Vergiß nicht dein Täschchen mit Zaubermedizin; binde es um den Hals; vergiß nie, daß die Baloï[3]) nicht alle werden!" Und nun brachen die beiden auf. „Von nun an werden deine Brautwerber das Angesicht deiner Verlobten schauen," sprach der Freund. „Gewiß", erwiderte Mankchodi, „wenn Mantlala erst auf unserer Lapa ist und sie ihr die Ziege geschenkt haben, dann dürfen sie fortan auch ihr Angesicht sehen." Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren sie endlich auf dem Berge der Wildschweine angekommen und kehrten bei der dortigen Maditsela ein. Es dauerte nicht lange, da erschienen junge Mädchen und holten die Kuhfelldecken und sonstigen Dinge, welche der Bräutigam und sein Freund mit sich gebracht hatten, hinüber zur Lapa der Braut. „Nun müßt ihr hingehen," mahnte die Maditsela. Nicht lange danach wurde auch sie selbst herbeigerufen. Die Verhandlung begann. Maditsela war die Sprecherin. „Wir sind gekommen," sagte sie, „die Frau zu holen; morgen wollen wir mit ihr aufbrechen." Man einigte sich. Die Braut fing nun an, sich zu schmücken, wie sich eben eine Moßutobraut schmückt, mit neuen Schurz-

1) Im April wurde in der alten Zeit nicht geheiratet. 2) Sprichwort. 3) Bezauberer.

fellen und Perlenketten. Sie schmierte sich den an den Seiten rasierten Kopf mit Fett, den übrigen Haarbüschel mit Fett und schwarzem Pulver aus zerriebenem Gestein ein. Diesen nunmehr wie eine breite Schuhsohle auf dem Schädel ruhenden Haarschopf versahen die Freundinnen mit einer Einfassung von mit Fett vermischter roter Erde. Der ganze Körper glänzte rötlich von Fett. Eine schöne Kafferbraut erstand unter den fleißigen Händen. Nun nahm sie das weichgegerbte Kalbfell wie einen Schleier über ihr Haupt. „Kind," sprach die Mutter, „nun mache uns keine Schande: heule tüchtig unter dem Kalbfell! Im Übrigen gebe ich dir noch den Rat unserer alten Mütter: forsche die neuen Verwandten aus, frage selbst den Grashalm am Wege; je mehr du über deine Schwiegermutter Schlechtes hörst, desto derber kannst du ihr antworten, wenn sie mal mit dir keift. Vergiß nicht der Großmutter Sprichwort: ‚Angehörige der Schwiegermutter, erzählt mir von ihren Angelegenheiten, damit ich an dem Tage, wenn ich mit ihr zanke, nicht etwa eines Sprüchleins ermangle, sie tüchtig anzuknurren.'" Stumm hörte Mantlala der redseligen Mutter Wildschwein zu. Sie hatte der Mutter Zungenfertigkeit geerbt und wußte, daß sie mit Mankchodis Mutter fertig werden würde. — Unterdessen brachten die Dorfgenossen Geschenke auf die Lapa, meist Körbchen mit Kafferhirse. Endlich sollte aufgebrochen werden. Die Braut erschien mit verhülltem Antlitz und schluchzte vorschriftsmäßig in herzbrechender Weise. Aus den nicht verdeckten Augen ergossen sich Tränenströme. Da gab der alte Wildschwein seinem geizigen Herzen einen Stoß. „Wie sagte doch unser alter König Mabule, als wir noch in Bolotsi jenseits des Limpopostromes saßen? ‚Die Maus, die geboren hat, spricht: sie sind allesamt meine Kinder.'[1]) Kind," sprach er laut, „ich schenke dir eine junge Färse; sie ist dein Eigentum: doch nun: re go schimula (wir verabschieden dich)!" — Der Zug setzte sich in Bewegung. Es war heller Mittag. Voran der Bräutigam mit seinem Freunde, umgeben von der Schar der Jünglinge und Mädchen. Es ging still zu, und nur langsam kam man vorwärts; denn die Braut hielt mit dem Zuge nicht Schritt. Mit einer Freundin an ihrer Seite blieb sie gar oft weit zurück, der Freund des Bräutigams bekam viel zu tun. Bald war er vorne

1) Sprichwort.

beim Bräutigam, bald hinten bei der Braut, ihr gut zuredend, damit sie doch weitergehe. Hin und wieder aber halfen die bloßen Worte nichts. Sie war nicht vom Fleck zu kriegen, und nur durch Geschenke in Form von Armringen, welche die Mitgehenden überreichten, war sie zu bewegen, weiterzuschreiten. Endlich kam Mankchodis Heimatdorf in Sicht. Ein Bote eilte voraus, die Ankunft des Zuges zu melden. Und nun ergoß sich ein Strom von schwarzen Menschen aus dem Dorftor. Pfeifend, jodelnd, johlend zogen sie daher. Etliche Frauen trugen in ihrer Rechten einen langen Schilfrohrstengel mit einigen Blättern an der Spitze und tanzten dem Zuge entgegen; sie machten dabei die wunderlichsten Bewegungen, schnitten bald die ernstesten, bald die komischsten Fratzen, kreischten dann laut auf, während andere die Hand an den Mund legten und den für europäische Ohren fast beleidigenden Jodler ausstießen. Alles zusammen war es das, was man einen Heidenlärm nennt.

Am Dorftor, das erst mit Dunkelwerden erreicht werden durfte, trat eine Abschwächung des Lärms ein. Denn heraus schritt der alte Machachane mit einer Assagai in der Hand. Er stach die Spitze derselben in die Erde — da hielt der Zug. Man leitete nunmehr die Braut ins Haus. Die Festgenossen zerstreuten sich, und bald hörte man nur noch hier und da gedämpfte Stimmen aus den Hofstätten. Dann ward es still im Dorfe. Nur die große Schar der immer hungrigen Hunde bellte den Mond an, als er geräuschlos am östlichen Horizont aufstieg.

An den nächsten beiden Tagen ging jeder an seine gewöhnliche Hantierung. Die Männer lagen in beschaulicher Ruhe im Tor oder rieben ein zu gerbendes Fell; einer von ihnen flocht aus Gras einen Korb. Von ferne hörte man das lustige Lachen junger Mädchen, dazwischen ein gleichmäßiges Reibegeräusch wie von Steinen; sie mahlten die Kafferhirse zum Mahl.

Am dritten Tage fanden dann die Festspiele statt. Die jungen Leute schlossen tanzend einen Kreis, stampften mit den Füßen und sangen rhythmische Gesänge. Lustig klang es:

E a, e a, Mankchodi ist beim Wildschwein gewesen, e a,
Hat sich eine Frau geholt, e a, e a,
Unser Mankchodi, e a,

Er hat gut getan, e a, e a,
Er hat sich eine Frau geholt, e a, e a,
Sie wird ihm Feuer anmachen, e a,
Unser Mankchodi ist das; e a, e a!

Auch Wettlaufen fand statt. Und zwar geschah das auf folgende Weise. Ein Stab wurde mit einem Stück recht fettsaftigen Fleisches umwickelt und von Männern und Weibern an einer bestimmten Stelle aufgestellt. Eine Anzahl junger Männer nahm in einiger Entfernung Aufstellung. Sie standen in einer Reihe und warteten auf das Zeichen zum Wettlauf. „Hört, Söhne der Büffel und Wildschweine," nahm einer von ihnen das Wort, „wir müssen zweimal ausrufen, beim dritten Ruf gehen wir los!" Ho! klang es zum erstenmal, ho! zum zweitenmal, ho! zum drittenmal; da begann die wilde Jagd. Wer wird gewinnen? Alles war in Spannung. „Sieh da," sprach einer, „der Mokchobu hat einen Vorsprung, der nimmt das Fett!" „Nein," schrie ein anderer, „die Schnelligkeit ist nicht bei dem, der zuerst angesprungen, sondern bei dem, der gut laufen kann."[1]) Paß also auf, der Malechaßi wird ihm gleich den Vorsprung wieder abgelaufen haben!" Die Burschen rasten heran. Eben wollte der erwähnte Malechaßi an Mokchobu vorbei sausen, da stolperte er über einen Grasbüschel. Das war für einen dritten, Mathiba mit Namen, das Zeichen, neuen Mut zu schöpfen. Er war dicht hinter dem ersten. Dieser streckte schon seine Hand aus nach dem Fleisch, da sprang Mathiba an ihm vorbei und riß den Stab aus der Erde. Ein allgemeines Jauchzen begrüßte den Sieger.

Tanz und Spiel ging in dieser Weise weiter. Nachts leuchtete ihnen der Mond. Der erste Hahn krähte bereits, und man hörte deutlich, wie ein Bursch ihn nachahmte mit dem Sprüchlein: „Höre, das Huhn der ersten Morgenröte, die Kückenmutter, ein Huhn mit einer roten Nase, es sitzt auf der Nase eines Pfahles im Tor und schreit: nkoeng koekoetele koe."[2]) Der Morgenstern zog herauf. „Wer früh aufsteht, sieht den Morgenstern"[3]) hörte man noch hier und da sagen von den sich nunmehr in die Lapen zurückziehenden Leuten. Dann wurde es still. Aber es dauerte nicht lange, und die

1) Sprichwort. 2) Deutsch: kikeriki. Seßutho ist es eine Anspielung auf go koa = hören, also: hört mich, hört, hört, hört! 3) Sprichwort.

Morgensonne vergoldete bereits wieder mit ihren Strahlen die obersten Spitzen der benachbarten Berge. Es wurde von neuem lebendig im Dorf. Man hörte deutlich schon wieder fröhliches Lachen. Ein junger Mensch wollte in des Nachbars Lapa treten, seinen Genossen abholen. Aber dessen Schwester versperrte ihm lachend den Weg: „Hier darfst du nicht herein, wenn du mir nicht mein Rätsel lösen kannst!" „Sag an!" sprach er belustigt. „Wenn du es nicht lösen kannst, gibst du mir einen Armring," sagte sie, „sonst darfst du hier nicht herein!" „Schön," gab er zur Antwort. „Höre denn," sprach sie, „der große Bursch aus Bopedi, als Waffen trägt er Feuerfunken," was ist das? „Das ist die Sonne," erwiderte er, „denn die geht, von hier aus gesehen, in Bopedi auf; ihre Waffen sind die Strahlen, die sie überall hinschickt." „Du hast gelauscht," lachte das Mädchen, „du hast mich betrogen; schnell gieb mir meinen Armring!" „Du bist besiegt!" sprach er und drängte sie bei Seite. „Ich habe noch ein Rätsel," schmeichelte sie, „wenn du das löst, bist du frei!" „Sag an," sprach er. „Ein rötlicher Mann" — so begann sie — „ich fand ihn, er saß und hatte keinen Gruß für mich!" Der Bursche riet hin und her, aber vergebens. „So sag's nur," sprach er, „ich bin dir einen Messingarmring schuldig." „Aoi, Morena,[1]) nun hab ich dich besiegt!" lachte sie. „Es ist der rote Termitenhaufen." — So war alles lustig an diesem Tage. Machachane veranstaltete ja auch ein Festessen, Maisbrei und Ziegenfleisch. Die Teilnehmer gruppierten sich um die Schüsseln und Fleischwannen, und zwar die Männer besonders, die Frauen besonders und die noch Unbeschnittenen besonders. Aber bald begann das junge Volk wieder seine Spiele. Die Alten setzten sich um die Hirsebiertöpfe; nur die zahllosen Dorfhunde verblieben auf dem Festmahlplatz und balgten sich um die Knochen.

Am fünften Tage war das Fest vorbei. Die jungen Mädchen zogen alle aus nach Holz.

Am sechsten Tage trat die junge Frau in Begleitung der verheirateten Schwester ihres Mannes einen Gang zu ihren Eltern an. Viele jungen Mädchen gingen mit, in Körben jene Hochzeitsgaben, die Kafferhirse, nach Mankchodis Wohnung zu holen. Wildschwein sah seine Tochter schon von weitem daherkommen. „Trägt sie auch

1) Herr.

den Ziegenkopf?" fragte die Mutter. „Ja," sagte der Alte, „wie sollte sie denn die Schwiegertochterschaft ausschütten können, wenn sie den vergessen hätte!" Man empfing die junge Frau freundlich, und ihre ältere Schwester nahm den Ziegenkopf in Empfang. „Kleine Schwester," sprach sie, „ein paar Tage darfst du bleiben; aber dann mußt du wieder zu deinem Manne ziehen. Damit dir's aber nicht zu schwer wird, schenke ich dir eine Ziege!" Damit kehrte die junge Frau in ihre nunmehrige Heimat zurück.

Mankchodi hatte nun seine Köchin. Mittlerweile wuchs aber auch des „Onkels" Tochter immer mehr heran. Zunächst kaufte er sie nun regelrecht, wie er des Wildschweins Tochter gekauft hatte. Und nach ein paar Jahren brachte er die zweite Zahlung zum „Onkel", bis er sie heimholte. Es wiederholte sich hierbei der ganze bereits geschilderte Gang von neuem. Denn Mankchodi war ein Heide, und die Strahlen der göttlichen Sonne waren in das Land seiner Väter noch nicht eingedrungen. Rinder zum kaufen der Weiber, und Töchter zum kaufen der Rinder, — das war sein Gedankenkreis. So hatten es seine Väter gemacht, bis sie zu den Göttern in die Erde oder in die Wüste fuhren; wie sollte er es anders kennen und begehren? Finsternis bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker Afrikas in jener Zeit. So geschah es denn auch, daß Mankchodi später, nach dem Tode seines Vaters, seine jüngeren Schwestern verschacherte, und für jede derselben kaufte er sich eine neue Frau. Auch der Lüge befleißigte er sich dabei in echt heidnischer Weise. Denn es wäre ihm schwieriger geworden, neue Weiber zu finden, wenn er nicht jedesmal den betreffenden Angehörigen vorgespiegelt hätte: „Eure Tochter soll meine wirkliche ‚Frau' sein, die Königin unter allen, selbst über Mantena, die Tochter meines Onkels!" — Das ist die Taktik auch der heidnischen Häuptlinge und verursachte nach ihrem Ableben schon oft viel Blutvergießen. Denn mit Fug und Recht ist stets der älteste Sohn der großen Frau — d. i. der Tochter des Onkels — der berufene Häuptling. Ist der alte Häuptling aber gestorben, dann stehen die einzelnen Sippen dagegen auf, dann heißt es: „Meiner Tochter hat er's versprochen," oder: „Jenes Tochter hat er's versprochen". Bruderkrieg und Zerspaltung des Stammes ist dann meist die Folge.

III.

Krieg.

Der Oberhäuptling, dem auch Mankchodi untertänig war, hatte einen wackligen Thron, weil er ihn sich unrechtmäßiger Weise angeeignet. Das war so zugegangen.

Seine Mutter war des verstorbenen Oberhäuptlings Lieblingsfrau gewesen, und der Alte hatte diesem Weibe stets versichert, daß ihr Sohn sein Nachfolger in der Oberhäuptlingsschaft werden sollte. Der rechtmäßige Thronfolger jedoch, der Sohn des Malome,[1]) sah mit scheelen Augen auf seinen gefährlichen Halbbruder, versammelte seinen Anhang und überfiel den Kraal desselben. Ein Kampf entspann sich. Der Angreifer wurde geschlagen und floh. Man ließ ihn entkommen, weil der alte Vater noch lebte. Man wollte diesem nicht wehe tun. Fortan lebte der Sohn der rechtmäßigen Oberhäuptlingin in der Verbannung. Der Sohn der Lieblingsfrau hatte nun Oberwasser. Jenes Anhänger fügten sich dem, der die Macht an sich gerissen. „Die Kürbisranke ist gestorben, sie ist gestorben, und die Melone ist geblieben und rankt"[2]) sprachen sie. Der Sieger aber trachtete nun, seine Herrschaft und sein Ansehen auch zu befestigen. Deshalb holte er sehr bald die bereits für den nun verjagten Thronfolger gekaufte „große Frau" als sein Weib heim. Sein erstgeborenes Kind von dieser Bruderstochter, der Mutter des Verbannten, war ein Sohn. Und nun folgte eine für uns Weiße merkwürdige Geschichte, welche aber die unverfälschte Baßuthositte kennzeichnet.

Nachdem dieser Junge erwachsen war und die Beschneidungsschule durchgemacht hatte, stand er auf und bekannte öffentlich: „Ich

1) Onkel. 2) Sprichwort.

bin euer aller Oberhäuptling; jener Mann" — damit wies er auf seinen Vater — „ist nur mein Kind!" Sofort verstand jeder, was gemeint war. Der Alte war wohl sein leiblicher Vater, aber nicht der rechtmäßige Häuptling; der kann nur von der Tochter des „Onkels" geboren werden. Der rechtmäßige Mann war vertrieben worden; aber die ihm verlobte Braut, die Tochter seines großen Onkels, war geblieben, als die Mutter eines zukünftigen Herrschers. Wer der Vater desselben einst sein würde, darauf kam es nicht an. Das ganze Volk hatte sie gekauft, jeder hatte sein Rind beigesteuert; von ihr mußte der Thronerbe kommen, gleichviel ob vom verjagten oder dem an Rang geringeren Sohne des verstorbenen alten Oberhäuptlings. Das Auftreten des jungen Mannes mit seiner Forderung rief einen Zwiespalt hervor. Ein Teil des Volkes hielt, trotzdem sie die Rechtmäßigkeit desselben einsahen, noch zu dem Vater, besonders die, aus deren Sippe jene Lieblingsfrau des verstorbenen Oberhäuptlings hervorgegangen war, und die Ratsleute.

Die Feindseligkeiten begannen. Mankchodi hatte von seinem Herrn eine Botschaft an einen befreundeten Unterhäuptling zu überbringen. An sein Ziel zu gelangen, noch ehe die brennend heiße Mittagsonne ihm den unbedeckten Wollkopf beschien, brach er bereits mit dem ersten Hahnenschrei auf. Sein Weg führte über das Dorf des Häuptlingssohnes, der kürzlich mit seiner Forderung an die Öffentlichkeit getreten war. Alles war still und schien noch im tiefsten Schlaf zu liegen. Mankchodi ging weiter. Da sah er von der „Hauptstadt", auf welche er zuging, helle Rauchwolken zum dunklen Nachthimmel emporsteigen. Zunächst nahm er an, es sei ein Grasbrand auf dem Berge hinter dem Dorfe. Je näher er aber kam, desto mehr fiel ihm der gleichmäßige Abstand der einzelnen Feuersäulen von einander auf, bis er schließlich merkte, daß es die Hütten des Hauptdorfes waren, welche in hellen Flammen standen. Sehr verwundert über den Brand, ahnte er noch nichts von dem schrecklichen Unglück und den Todesängsten der armen Dorfbewohner, die vor den gezückten Speeren der Krieger Jung-Häuptlings standen. Er nahm an, das Feuer sei durch irgend eine Unvorsichtigkeit entstanden. Kein Kriegslärm drang durch die Luft. Nur das Knistern der Dachbalken, in welche die Flammen emporgestiegen, war zu hören. Da

lief ihm vom Dorfe her ein Weib entgegen, einen Säugling auf dem Rücken. „Wohin?" schrie sie den Mankchodi an. „Dorthin!" antwortete er und wies mit der Hand nach dem brennenden Dorf. „Fliehe!" rief sie. „Siehst du nicht die hellen Flammen? Das ist der Feind; er würgt im Dorf; willst du auch sterben?" Und damit eilte sie an ihm vorüber. Mankchodi hielt es denn auch für geraten, umzukehren. Und das war sein Glück. Denn wäre es ihm auch geglückt, an dem brennenden Hauptdorf vorbeizukommen, weiter oben am Wege standen überall bewaffnete Krieger, die nach Flüchtlingen fahndeten. Was war denn geschehen?

Jung-Häuptling hatte seines Vaters Dorf überfallen. Nach altem Kaffernbrauch wählte er dazu die Zeit nach Mitternacht, als alles im tiefsten Schlaf lag. Er umringte die runden Hütten mit seinen Kriegern, steckte die Grasdächer in Brand. Wer nicht elendiglich in den Flammen umkommen wollte, stürzte sich in die bereitgehaltenen Speere der grausamen Krieger vor der Hütte. Nur Frauen blieben verschont. Dreizehn hohe Ratsleute wurden auf diese Weise aufgespießt. Der Oberhäuptling selbst, völlig überrascht, floh mit mehreren Anhängern und fand bei einem mächtigen Vetter Aufnahme. Die Weiber und Kinder fielen mitsamt den Rindern als willkommene Beute in die Hände Jung-Häuptlings. Alles war ohne viel Lärm vor sich gegangen. Denn der Befehl lautete, die Sache still abmachen. Aber wie konnte es geschehen, daß Jung-Häuptling so ohne allen Widerstand die Hauptstadt überrumpelte? Die Sache war sehr einfach gewesen. Seine Spione hatten ihm gemeldet, daß sein Vater mit seinen Großen und den Männern und Weibern seines Dorfes ein großes Bierfest veranstaltet habe. Während diese nun glaubten, ihren Rausch ausschlafen zu können, brach das Verderben über sie herein.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am Morgen die Kunde von dem Überfall und seinem Ausgang. Die einen jubilierten; die andern zitterten. Mankchodis Häuptling berief sofort eine Versammlung aller Männer seines Stammes. Man hielt zu Jung-Häuptling. Alle wehrbaren Mannschaften wurden sofort ausgesondert und dem siegreichen neuen Oberhäuptling zur Verfügung gestellt.

Dieser hatte unterdessen seinen zweiten Streich ausgeführt. Ein

kleines Dorf von nur zehn wehrbaren Männern wurde am hellen Tage überfallen. Die Bewohner hatten sich zum Glück bereits auf die Felsenberge gerettet und sahen aus ihren Verstecken zu, wie der Feind ihr Vieh raubte und wegführte. Leider waren die armen Flüchtlinge nicht vorsichtig genug, sondern verrieten sich nachts durch ihr Lagerfeuer. Die Angreifer umzingelten sofort den Berg und legten einen Hinterhalt. Am Morgen stürmten sie. Die wenigen Belagerten jedoch wehrten sich tapfer und hielten mit Pfeil und Bogen die Angreifer in respektvoller Entfernung. Doch fielen sie auf ihrem Rückzuge den im Hinterhalt liegenden Kriegern in die Hände. Von den zehn entkamen drei; sieben fielen im Kampf.

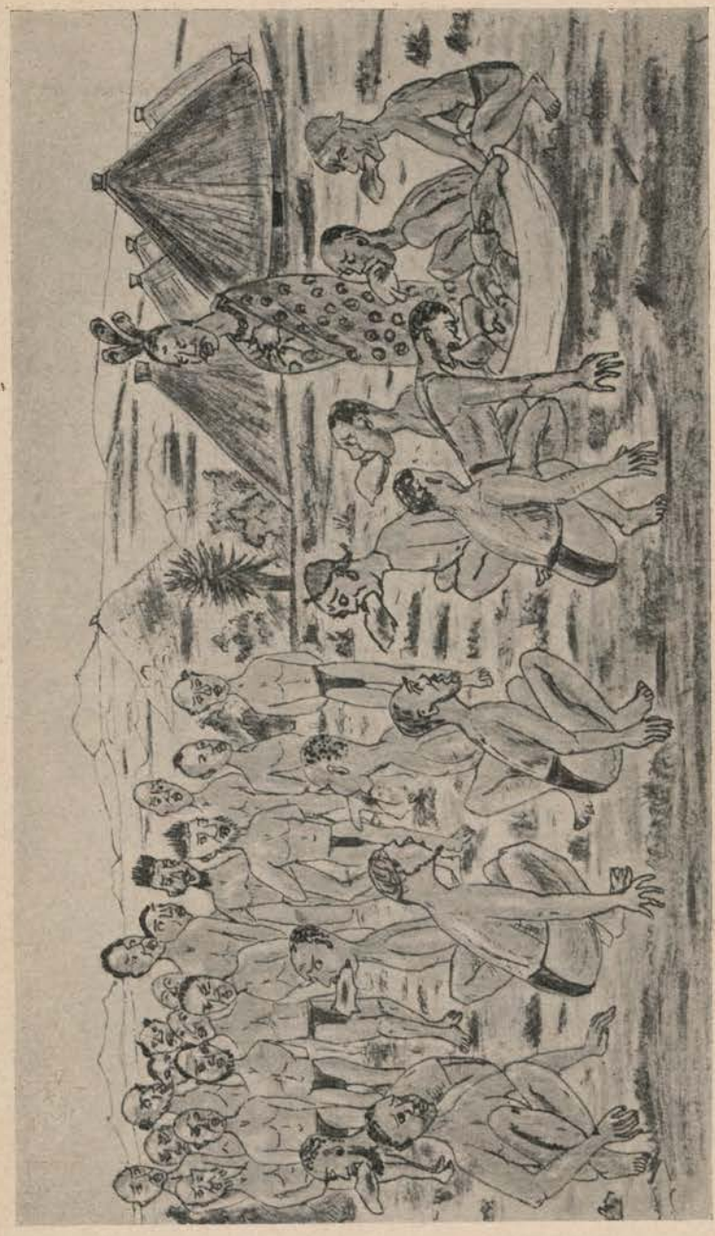
Unterdessen waren noch mehrere Stämme aufgestanden zugunsten Jung-Häuptlings. Mit diesen und den Kriegern unter Mankchodis Häuptling vereint, griff er Malechale an, ein seinem Vater treugebliebenes Dorf. In der Nacht näherten sie sich der Niederlassung. Eine Abteilung erstieg den Berg hinter derselben, um so die Flüchtenden zurück und in die Arme der Stürmenden treiben zu können. Als der Tag graute, begann der Angriff. Die Malechaler waren gewarnt worden und leisteten tapfern Widerstand, mußten aber zuletzt der Übermacht weichen. Sie zogen sich auf den Berg zurück. Dort wurden sie nun von jener Abteilung wieder zurückgetrieben. Es blieb ihnen jedoch noch eine Öffnung ins Freie. Dahin zogen sie langsam zurück und hielten sich mit ihren Pfeilen die Verfolger vom Leibe. Die Verfolgung wurde von Mankchodis Häuptling und seinen Kriegern ausgeführt. Dem sich zurückziehenden Feinde folgend, kamen sie an eine Schar Weiber vorbei, die man unangetastet ließ. Das machte sich ein Malechaler Krieger zu nutze, indem er sich inmitten derselben verbarg. Sie schützten ihn auch mit ihren Decken, und niemand bemerkte ihn. Kaum jedoch waren Mankchodis Kampfgenossen vorbei, als der Mann aus der Weiberschar heraus schlüpfte und in ein sicheres Versteck sprang, von wo aus er den Feind im Rücken beschoß. Er brachte einige zur Strecke. Auch Mankchodi wurde von ihm leicht ins Bein getroffen. — Da gingen die Hütten mit den Maisvorräten in Flammen auf. Das brach den Widerstand. Die Leute ergriffen die Flucht. Die Sieger trieben darauf alles Groß- und Kleinvieh zusammen, eine reiche Beute. Die gefangenen Weiber schickte Jung-

Ein tapferer Anführer brach aus den Schanzen hervor. Ihm nach stürmten, mit fürchterlichem Kriegsgeschrei, seine schwarzen Krieger.

Häuptling zu ihren Verwandten und Angehörigen in befreundeten Dörfern.

Doch siehe da, der flüchtige Vater des jungen Oberhäuptlings tauchte wieder auf. Es verlautete, daß er, verstärkt durch Krieger seines mächtigen Vetters, im Anzuge sei. Nun rief der Sohn alle seine Heere zusammen. Es war eine Riesenschar, die aus den zahlreichen sich unterwerfenden Dörfern zusammen kam. Da bebte selbst dem mächtigen Vetter das Herz. Seine Vorposten wurden geworfen. Die Hauptmacht zog sich in die aus losen Steinen aufgeführten Schanzen, zwischen den hohen Felsen auf dem Berge, zurück. Und nun begann eine regelrechte Belagerung. Die Belagerten hatten alles Vieh in ihre Mitte genommen. Ihre Mais- und Hirsevorräte hatten sie nicht schützen können. Sie wurden ein Raub der Flammen. Die Angreifer drangen immer tiefer in das Dorf ein. Da brach ein tapferer Anführer aus den Schanzen hervor. Ihm nach stürmten mit furchtbarem Kriegsgeschrei seine schwarzen Krieger und warfen sich gerade auf Mankchodis Schar. Das war ein Ringen, Brust an Brust, Schild gegen Schild. Assagaien zerbrachen; man griff zur Streitaxt. Der Angriff war zu unerwartet, zu stürmisch. Mankchodi und die Krieger seines Dorfes begannen zu weichen. Das Weichen wurde zur Flucht. Dahin jagten sie durch die Felsenhügel ohne Aufhalten. Aber noch dachte man an keine Verfolgung. Denn der belagerte Berg hatte an allen Seiten mit Belagerern gefüllte Schluchten. Der kühne Mann faßte jetzt die nächste Abteilung an. Ermutigt durch seinen Erfolg, brachen schließlich alle Männer aus den Schanzen hervor. Ein Würgen begann, ein hin und her des Kampfes. Von außen kamen vierzig Krieger eines befreundeten kleinen Häuptlings, den Belagerten zu helfen. Da kam alles ins Wanken. Jung-Häuptling rannte, als sollte er die Beine verlieren. Auf ein Haar wäre er gefangen worden. Die Belagerten wurden zu Verfolgern und jagten die Angreifer in alle Winde. Dann kehrten sie um und suchten nach den verwundeten Feinden. Da gab's keinen Pardon. Unbarmherzig wurden sie niedergestochen. Zwei Tage lang suchte man nach solchen armen Schelmen. Keiner entrann. Die dichtesten Büsche wurden durchsucht.

Jung-Häuptling fürchtete jetzt selbst einen Überfall. Doch seine



Die Mahlzeit der Adler nach gewonnener Schlacht.

Mannschaften sammelten sich wieder. Und ehe sein Vater und dessen Vetter solch kühnem Plane näher getreten waren, hatten sich seine gelichteten Reihen bereits wieder geschlossen. Er däuchte seinen Gegnern unüberwindlicher denn je.

Kleine Plänkeleien zwischen den Vorpostenketten kamen jeden Tag vor. Mankchodi war täglich am Kampf beteiligt. Er schämte sich, daß er geflohen war.

Der abgesetzte Oberhäuptling und sein Vetter wagten keinen tatkräftigen Vorstoß. Das machte Jung-Häuptling Mut. Mit ungeheurer Heeresmacht brach er auf. Es kam abermals zu einer fürchterlichen Schlacht. Diesmal wich Mankchodi keinen Schritt. Er war in den vordersten Reihen. Den Schild in der Linken, in der Rechten den Speer, würgte er einen nach dem andern. Es war ein grausiges Ringen. Der ehemalige Oberhäuptling blieb tot auf dem Schlachtfeld. Des Vetters Scharen begannen schließlich zu wanken und flohen zuletzt in ihre Bergfeste zurück. Die Angreifer steckten nun die Dörfer in Brand und begannen zum zweiten Male eine regelrechte Belagerung. Diesmal aber waren die Belagerten bereits sehr geschwächt. Dazu wurden sie so fest eingeschlossen, daß sie unmöglich an die Wasserstellen gelangen konnten. Sie litten die fürchterlichsten Durstesqualen. Das miteingeschlossene Groß- und Kleinvieh war bereits zum großen Teil vor Durst verendet. Da brachen nachts einige Krieger mutig nach den Wasserstellen durch. Sie mußten es mit dem Leben büßen. Die große Frau des belagerten Stammes gehörte der Familie des neuen Oberhäuptlings an. Als man sah, daß kein Entrinnen möglich war, wurde diese Frau an die Belagerer abgeordnet. „Gehe hin zu deinen Verwandten," befahl ihr Mann, „und bitte um Frieden!" Drei Männer begleiteten die Häuptlingin, zehn magere Ochsen vor sich hertreibend, als Bittgeld. Jung-Häuptling nahm das Lösegeld an. Zu gleicher Zeit aber nahm er auch alles noch lebende Vieh in Besitz und zog damit ab. Er war jetzt unbestrittener Herrscher.

Daheim hielt er mit seinen Kriegern die Mahlzeit der Adler. In großen Holzwannen wurde Fleisch aufgetragen. Alle Männer, die einen Feind getötet, ließen sich in die Knie nieder und hüpften wie

Adler um das auf der Erde stehende Fleisch, mit dem Munde ein Stück nehmend. Mankchodi, der gar manchen Feind zur Strecke gebracht, hüpfte an ihrer Spitze.

Verstummt war nun wieder einmal das fürchterliche Kriegshorn, das fast täglich von den Bergen gehallt. Und der Zauberdoktor legte den Ochsenschwanz, den er zur Besprengung der Krieger und Waffen mit Zauberwasser benutzt, wieder beiseite. Die Frauen griffen zur Hacke und bestellten von neuem ihre Mais- und Hirseäcker in Frieden.

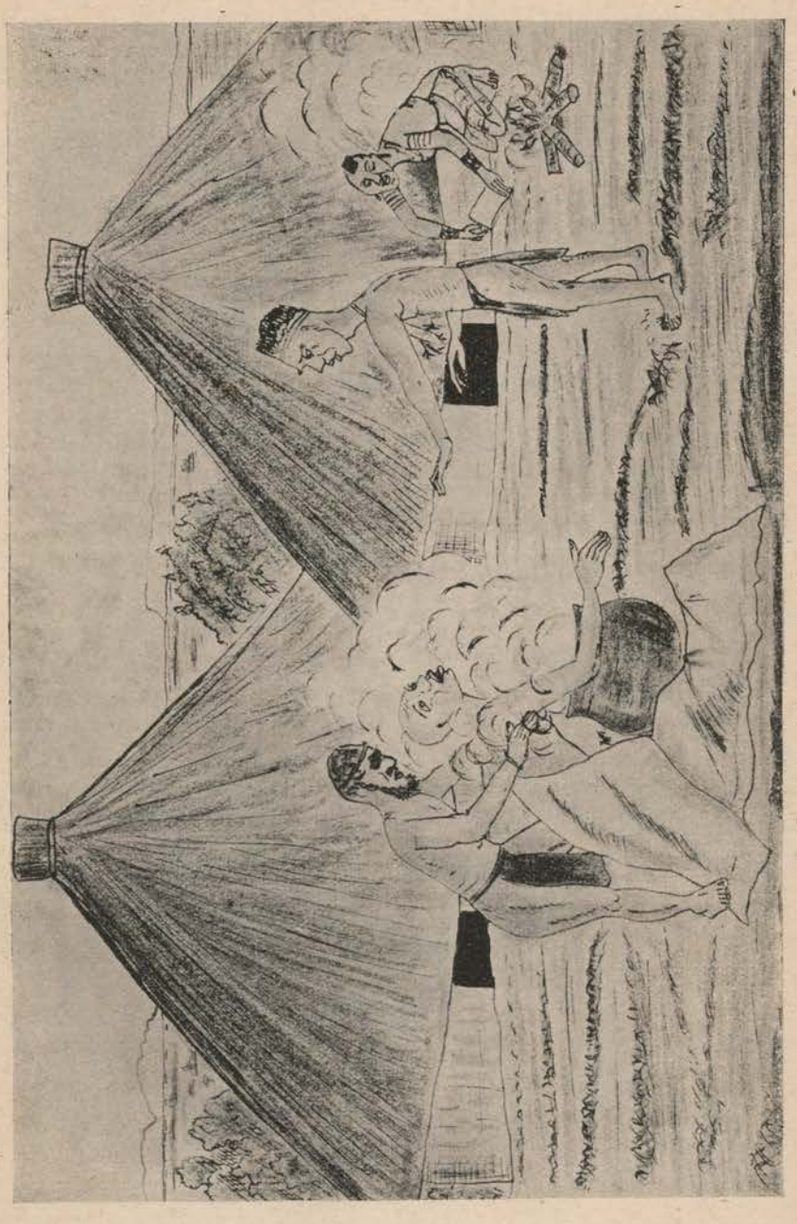
IV.

Durch Leiden und Sterben.

Mankchodi gehörte nach wie vor zu den Vertrauten seines Häuptlings. Manche wichtige Botschaft wurde durch ihn an befreundete Häuptlinge gesandt.

Eines Tages kehrte er von solch einer Reise zurück. „Wer von der Reise kommt, ermangelt daheim nicht der Sorgen,“[1]) sprach er vor sich hin. Vielleicht haben sich die Weiber wieder gezankt, weil ich Mongatsis Tochter neulich ein Stück Fleisch gegeben und der andern nicht. Mantena, die große Frau, war Mankchodi auch die liebste Frau, und darum zeichnete er sie stets aus. Dieweil er aber den Nebenfrauen bei der Heimholung allerhand Versprechungen gemacht hatte, so fehlte es nie an Zank. Die Weiber hatten zwar jede ihre eigene Hütte und Hofstatt; doch wohnten sie zu nahe beieinander, um nicht täglich Gelegenheit zu haben, sich zu sehen. Als Mankchodi zu Hause anlangte und in die Lapa seiner großen Frau eintrat, fand er Mantena in einer Ecke liegend, tief in eine Kuhfelldecke gehüllt. „Sei gegrüßt!“ sprach er näher tretend. Weil sie ihm nicht den Gruß entgegengerufen, war er stutzig geworden. Da fand er nun das arme Weib schwer erkrankt auf der Hofstatt. Sie hatte die Sonne aufgesucht. Es war an dem Tage etwas kühl. Ihr jüngstes Kind saß spielend neben der Mutter. Mankchodi fühlte Mitleid mit der Leidenden. Er hätte ungern eine von seinen Weibern verloren, die er für teures Vieh gekauft, geschweige denn die große Frau. So holte er nun eine der Nebenfrauen; die mußte ihr Wasser herbeitragen und Speise besorgen. Darauf rief er den Zauberdoktor. Er kam, ein alter, zahnloser Mann,

1) Sprichwort.



Der Kranken Gesicht und Brust wurde über den dampfenden Topf gehalten.

und warf die Zauberwürfel, die er von der Schnur an seinem Halse löste. „Zunächst," sagte er, „laß uns feststellen, was deiner Frau fehlt, ob sie von einem Gott krank gemacht worden, ob sie bezaubert worden, oder ob gewöhnliche Krankheit sie befallen." Die Würfel antworteten, wie es dem Doktor am besten zusagte. Er konstatierte gewöhnliche Krankheit. „Das nächste, was wir nun zu tun haben," sprach er, „ist: das Blut der Kranken aufwecken." Darauf holte er sich vom Fluß eine bestimmte Pflanze, die er Letschidi nannte, mit roten und weißen Streifen auf den Blättern. In einem großen Topf wurde Wasser gekocht. Der Doktor zerstampfte unterdessen jene Blätter zu Pulver, um es dann in das siedende Wasser zu schütten. Die heiße Brühe sprengte der Arzneimann alsdann auf den entblößten Körper der Kranken, bis sie vor Schmerz laut aufschrie. „So!" sagte er dann, „das Blut ist jetzt aufgeweckt. Nun bringt die Ziege herbei!" Man riß dem Tier den Rachen auf, und die Kranke mußte vernehmbar ihren Atem in den offenen Ziegenrachen hauchen. „Bringt nun Wasser herbei," rief der Doktor, „damit ich schnell die Ziege töte!" Es geschah. Darauf tauchte er den Kopf des Tieres tief ins Wasser, bis es erstickt war, schnitt es dann vorsichtig auf und suchte in den Eingeweiden die von der Frau hineingehauchte Krankheit. „Wir müssen deine Frau tüchtig schwitzen lassen, Mankchodi," sprach der weise Arzneimann. „Besorge zu diesem Zwecke ein paar große, platte, weiße Steine!" Als man diese herbeigeschafft hatte, warf sie der Doktor ins Feuer, bis sie vor Hitze glühten. Ein großer Topf mit kaltem Wasser wurde bereit gehalten. Der Zauberer holte vorsichtig einen der glühenden Steine aus dem Feuer und tat ihn in den Topf, dessen Inhalt sofort zu sieden anfing. Zum Überfluß schüttete der Doktor noch geheimnisvoll ein Pülverchen ins Wasser. Dann packte man die Kranke mitsamt ihrer Decke und hielt sie mit Gesicht und Brust über den dampfenden Topf. Ein heißer Stein wechselte den andern ab. Das Wasser wurde siedend erhalten. Die Kranke zappelte und schrie, weinte und beschwor die Männer, sie doch nicht so sehr zu töten. Aber die kräftigen Fäuste hielten sie fest, bis sie in tiefsten Schweiß gebadet war. Wäsche gab es nicht zu wechseln. Denn die Eingebornen trugen damals noch keine. Sie blieb in ihrer Kuhfelldecke wie zuvor. Nachdem auf diese Weise das „verdorrte Blut im Körper verbrannt" war,

hoffte der Doktor, daß nun sehr bald „das neue Blut hervorkommen" und die Kranke von neuem beleben sollte.

Nach mehreren Wochen fing die große Frau wirklich an, besser zu werden.

Doch einige Monate darauf erkrankte der alte Machachane. Man kann nicht sagen, daß Mankchodi gerade betrübt war. Aber da der alte Mann ihn nie gehindert hatte auf seinen Wegen und in seinen Unternehmungen, so hatte er ihn doch in gewisser Weise auch lieb. Und deshalb rief er abermals den Doktor, der, wie oben bereits geschildert, zuerst das Blut aufweckte, um dann aus den Eingeweiden der blutlos getöteten Ziege die Krankheit des alten Mannes herauszulesen. „Die Arm- und Beinschmerzen," stellte der weise Arzneimann fest, „kommen daher, daß dein Vater vom Blut geplagt wird." „So?" fragte Manchodi, und guckte zweifelnd nach der magern Gestalt des alten Mannes. „Wirklich," sagte der Doktor, „wir müssen ihn schröpfen!" Und damit schnitt er vorsichtig zwischen Auge und Ohr eine Wunde, setzte ein Kuhhorn darauf und sog von dem dünnen Ende aus solange, bis das Horn beinahe voll war. Das trug nun allerdings nicht dazu bei, den Alten am Leben zu erhalten. Er siechte denn auch langsam hin. „Mein Sohn," sprach er eines Tages zu Mankchodi, „sieh', wir leben dahin auf Erden in Mühe und Sorgen. Aber da ist ein Greis vom Stamme der Büffel, der hat immer so wunderliche Geschichten erzählt, schon als wir noch jung waren. Er hatte sie von seinem Urältervater. Ich habe sie nie begriffen. Aber du bist klüger als ich; du hast mehr Gedanken. Wenn ich tot bin, gehe hin zum alten Büffel, der wird dir Dinge erzählen, die werden dich in Erstaunen setzen; wir Menschen haben noch eine Zukunft!" Bald darauf streckte sich der Vater Mankchodis zur letzten Ruhe.

Mankchodi schlachtete fern von dem Dorf ein Rind, in dessen Haut der Verstorbene eingenäht wurde. Den Inhalt des Ochsenmagens hob man auf; er sollte auf dem Grabe ausgeschüttet werden. Im Viehkraal Machachanes wurde ein tiefes Loch gegraben; dahinein wurde der Tote versenkt, die Augen nach Norden, der alten Heimat seiner Väter. Jeder Leidtragende warf dem Dahingegangenen ein paar Hände voll Erde ins Grab.

Die Nacht darauf fand der Leichenschmaus statt. Fern vom

Dorf verzehrte man das Fleisch des Ochsen, dessen Haut dem alten Machachane zum Sarge gedient hatte. Teilnehmer waren nur Männer und Frauen. Das Fleisch war jedoch soviel, daß es die Leidtragenden nicht auf einmal bewältigen konnten. Sie verbargen es in einem hohlen Baum und aßen am Morgen vor Tau und Tag weiter. Nach Beendigung des Leichenschmauses zogen Männer und Frauen gesondert zum Fluß, sich zu waschen. Der Arzneimann verteilte alsdann Medizin, womit sich jeder einzelne den ganzen Leib einrieb.

Dann ging es nach Hause, wo nunmehr auf der Lapa des Verstorbenen ein schauriges Klagegeheul anhob. Sämtliche Angehörige hatten sich den Kopf kahl geschoren und stimmten in das Totengeheul der Malemaladischa ein. Jeden Tag, solange noch immer Verwandte aus der Ferne sich einstellten, erklang die Totenklage. Das ganze Dorf nahm Anteil, und während fünf Tagen ruhte jegliche Arbeit. Das Land könnte sonst verderben und „finster" werden, sprachen die Leute. Laßt es ausheilen, und dann können wir auch wieder die Arbeit aufnehmen. Als der erste Monat nach dem Tode des greisen Machachane vergangen war, kamen alle Angehörigen noch einmal zusammen, die Kinder des Verstorbenen zu trösten. Mankchodi schlachtete dazu ein Rind, verschloß die alten Hofeingänge mit Latten und machte neue.

Mehrere Monde waren ins Land gegangen, da brach unter den trauernden Hinterbliebenen eine böse Krankheit aus, die gar nicht heilen wollte. Der herbeigerufene Zauberdoktor stellte vermittels seiner Würfel fest, daß der dahingeschiedene Machachane in seinem Grabe keine Ruhe habe, umgehe und seine Angehörigen belästige. „Bringt ihm ein Opfer," riet der weise Mann, „und beschwichtigt ihn!" „Was für ein Opfer sollen wir denn bringen?" fragte Mankchodi. „Ein schwarzes Schaf," lautete die Antwort. Das Tier wurde auf dem Grabe im Viehkraal geschlachtet und an den Hinterbeinen so aufgerichtet, daß alles Blut auf die hügellose Grabstätte floß. Dann schüttete man den Inhalt des Magens oben darauf. Der Vornehmste der Sippe hielt ein Gebet und sprach: „Großer Bruder, warum bist du so unruhig in deinem Grabe, und warum beunruhigst du uns, deine kleinen Brüder? Bist du doch in Frieden von uns gegangen!" Und nun priesen sie den Toten mit hohen Worten, hoben alle seine

Verdienste hervor, um, wie sie meinten, seinen unruhigen Geist zu beschwichtigen. Dann folgte das Opferessen hinterher. Das Fleisch des schwarzen Schafes ward in Holzschüsseln aufgetragen. Aber nicht jedermann durfte daran teilnehmen. Es aßen nur: erstens die Kinder, die noch nicht geträumt hatten[1]), zweitens die ganz alten Frauen, drittens ganz alte Greise und Männer, deren Frauen keine Kinder hatten.

Mankchodi war durch all diese Sachen doch recht nachdenklich geworden. „Wie mag es wohl sein nach dem Tode?" fragte er sich. „Ob wohl der alte Modimo Chuveane[2]) irgendwo lebt? Was ist da oben über den Sternen?" Er beschloß zu tun, was sein Vater ihm geheißen: Den alten Büffel zu besuchen und sich von ihm belehren zu lassen.

---

1) Das heißt noch nicht in die Mannbarkeitsjahre eingetreten sind.

2) Der große Gott, von dem das Märchen erzählt, daß er Berge, Flüsse und Wälder geschaffen hat und einmal wiederkommen wird, die Menschen zu Glück und Wohlergehen zu führen. Vgl. Hoffmann, Was der afrikanische Großvater seinen Enkeln erzählt. Berlin, Verlag der Missionsgesellschaft.

V.

Sehnsucht nach Frieden.

„Thobela Kgoschi Morena“ = Sei gegrüßt, König, Herr! mit diesem Gruß trat Mankchodi eines Tages in die Lapa des alten Büffel vom Walde. Der lag, mit dem Gesicht nach unten, lang ausgestreckt auf einer Ochsenhaut im Schatten eines wilden Nußbaumes; denn es war sehr heiß. Er hob seinen weißen Kopf ein klein wenig empor. Ein paar kluge Augen wurden sichtbar. Den weißen Vollbart konnte man nur ahnen; denn im nächsten Augenblick schon verschwand sein Gesicht wieder und vergrub sich in die nackten Arme, die ihm zum Kopfkissen dienten. Er war offenbar sehr müde. Mankchodi aber hatte Zeit, setzte sich neben den Alten und schwieg einige Minuten. „Wie geht es Ihnen?“ fragte er dann. Der Alte hob seinen Kopf wieder ein wenig, ließ erst ein behagliches Grunzen hören, setzte sich dann aber langsam aufrecht und antwortete: „Es geht mir so so; wie geht es denn bei Euch zu Hause?“ „Aoa,“ antwortete Mankchodi, „sie sind noch vorhanden.“ „Gib mir Tabak,“ bat der Alte. Er gab ihm. Der Büffel vom Walde schnupfte. „Was gibt's neues?“ fragte er dabei. „Ach, nichts weiter,“ antwortete Mankchodi, „es sei denn die Heuschrecken, welche uns die Gärten kahl gefressen haben; wir werden verhungern dies Jahr.“ „Wo hast du denn diesen Tabak her?“ fragte der Alte, indem ihm ob des scharfen Schnupftabaks die hellen Tränen die Backen herunterliefen, „der hat Schärfe!“ „Ach,“ antwortete Mankchodi geschmeichelt, „ich habe keinen bessern; aber du weißt ja selbst, ‚der Tabak hat keinen Vetter‘;[1]) wenn du auch schlechten Tabak schnupfst, so wirst du trotzdem deine Rinder nicht hirtenlos

1) Sprichwort.

im Felde lassen und sagen, ich gehe hinüber zu Dingsda, scharfen Tabak schnupfen.“ „Sei still,“ sprach der alte Büffel, „‚du sitzt im Loch und gräbst Süßwurzel, und ich sitze draußen‘[1]) und habe nichts. Dein Tabak ist besser, als der des alten Büffels vom Walde!“ „Die Saat soll von jenem Manne herstammen, der eine Frau hatte, die von oben herabkam, und keiner wußte, wo das sei,“ lenkte nun Mankchodi ein. „So?“ erwiderte der Alte, „was weißt du von dieser mosadi ea tschoelego lerateng (= Frau, die aus dem Wolkenhimmel kam)?“ „Fast gar nichts,“ antwortete der Jüngere, „erzähle mir doch von ihr, du bist ja der Mann der Sprüche!“ Und der Alte erzählte:

„Es war einmal ein junger Mann, der konnte keine Frau finden, denn er hatte kein Vieh zum kaufen. Eines Tages lag er im Felde und schlief. Als er aufwachte, stand bei ihm ein junges Mädchen, das er nicht kannte. ‚Ich werde deine Frau sein und dir dein Feuer anmachen‘, sprach sie, ‚weil niemand dich will.‘ ‚Ach‘, sprach er, ‚das ist ja schön, wo bist du denn zu Hause?‘ ‚Ich bin legodimong (= in der Höhe) zu Hause, denn ich komme godimong (= von oben)‘ sprach sie und deutete in den Himmel hinein. ‚Aber du mußt doch Angehörige haben,‘ forschte der junge Mann. ‚Ja,‘ sprach sie, ‚aber die sind alle da oben!‘ Da nahm er sie mit zu seinen Verwandten. Sie gewannen sie alle sehr lieb, denn sie war so gut. Aber sie hätten gern gewußt, wo sie zu Haus sei, und konnten doch nichts weiter aus ihr herausbringen, als das eine Wort: ‚Meine Heimat ist legodimong.‘ Und damit zeigte sie in die Wolken. Jahre vergingen. Sie gebar ihrem Manne Kinder. Aber dieser und seine Verwandten quälten sie und führten sie zuletzt gewaltsam an die Stelle, wo sie an jenem denkwürdigen Tage zu ihrem Manne gekommen war. Wer aber beschreibt den Schrecken, der alle befiel, als die Frau plötzlich in Wasser zerfloß und verschwand!“

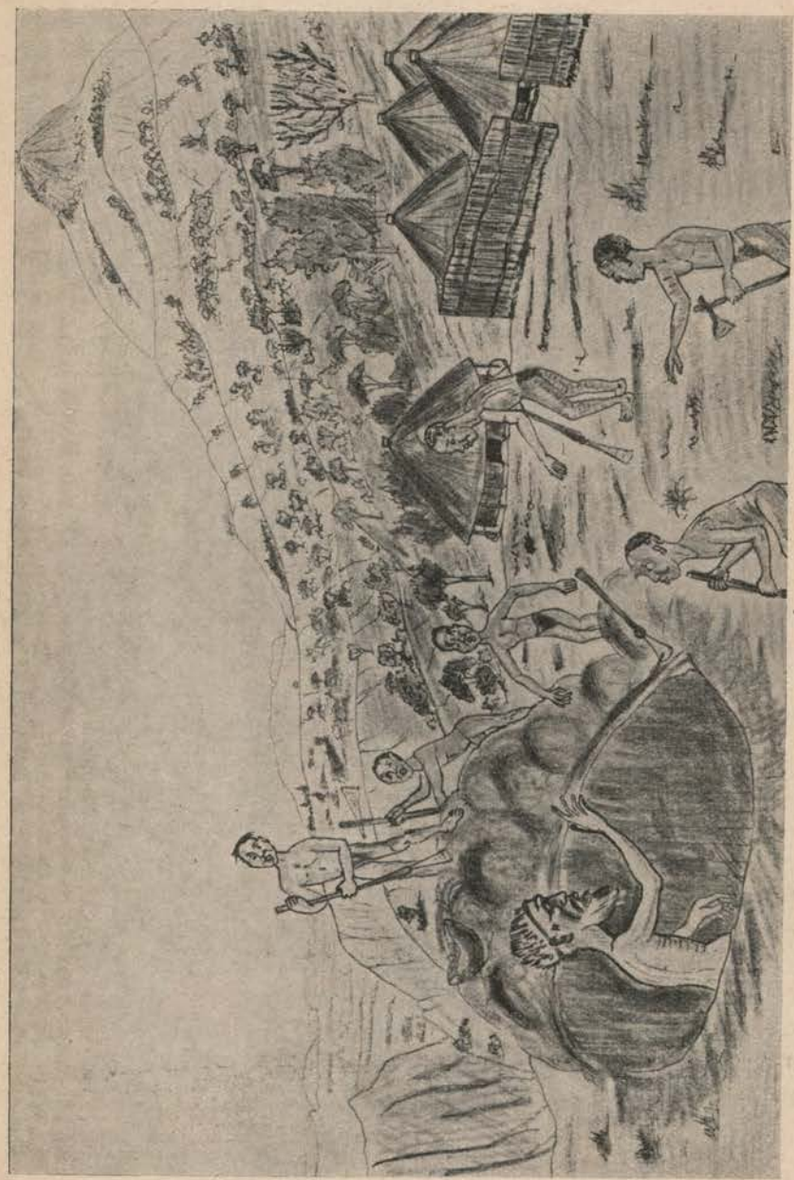
„Ja,“ meinte Mankchodi, „aber wo ist sie denn geblieben?“ „Großnase,“ antwortete der Büffel, „zu riechen verstehst du nicht.“[1]) „Aber wo soll sie denn da oben bleiben?“ forschte Mankchodi weiter. „Nun,“ sprach der Alte, „da oben über dem Wolkenhimmel mit den Sternen ist gewiß noch etwas festes. Da ist sie hingegangen.“

1) Sprichwort.

„Ihr lebt dahin und wißt doch nichts," fuhr der alte Büffel fort. „Mein Urgroßvater war ein blinder Mann und erzählte uns allerlei. ‚Kinder', sagte er, ‚einst werden Männer in unser Land kommen mit einer Lehre, und ein neues Zeitalter wird anbrechen. Krieg und teure Zeit werden nicht mehr erfunden werden auf Erden; die Gebrechen werden aufhören. Die Alten werden wieder jung werden, und auch ich Blinder, wenn ich's erlebe, werde meiner Augen Licht wiederbekommen. Vom Norden,' sagte er, ‚werden diese Lehrer kommen.' Ja, die Alten wissen das alles. Ich kannte noch einen Mann, der sehr alt geworden. Der erzählte uns immer die Geschichte von einem großen Könige, welcher kommen sollte. Derselbe werde seine junge Mannschaft aussenden mit Geißeln, die Menschen zu züchtigen. Aber wenn er also das Land bereitet hat, dann werde Friede herrschen in der Welt. Man werde keine Waffen mehr führen oder kriegen lernen."

„Ich wünschte, ich erlebte diese Zeit," sprach Mankchodi. „Denn wenn ich die Menschenschädel auf den Pfahlspitzen am Tor unserer Hauptstadt sehe und daran denke, daß mein Schädel vielleicht auch einmal unsern Feinden zum Siegeszeichen dienen soll, so graut mir." — „Was denkst du denn, Sohn des Machachane, auf welche Weise der Tod in die Welt gekommen ist?" „Ach, diese alte Geschichte; die erzählen ja die alten Weiber den Kindern. Ich hörte noch gestern, wie meine Mutter den Kindern Mantenas erzählte:

Die Götter sandten das Chamäleon: Sage den Menschen und sprich, die Menschen, wenn sie gestorben sind, sollen wiederkommen. Die Eidechse aber hörte, was dem Chamäleon gesagt ward, eilte sofort zu den Menschen und sprach: Die Götter haben mich zu euch gesandt, die Menschen — so sagen sie — wenn sie gestorben sind, so sollen sie wirklich dahin sein. Und die Eidechse lief am Chamäleon vorbei, als dieses noch wilde Kartoffeln aß. Als nun letzteres zu den Menschen kam, sprach es: ich bin von den Göttern gesandt, sie sagen, die Menschen, wenn sie gestorben sind, sollen wiederkommen. Die aber antworteten: wir nehmen dich und deine Botschaft nicht mehr an; die richtige Botschaft hat uns die Eidechse gebracht; sie sagte, sie haben gesagt, die Menschen, wenn sie gestorben sind, sollen wirklich dahin sein.



Ich bin hineingeflogen, nun müßt ihr über mir zufrieden und singen: „Der alte Häuptling hat gesagt, was in die Erde gegangen ist, stirbt nicht, ich werde wiederkommen, ich alter Häuptling!"

„Das war ganz schön erzählt," setzte Mankchodi selbst hinzu, „aber welches ist nun Wahrheit? Der Mensch, wenn er gestorben ist, hat doch keinen Schatten mehr; sein Schatten fliegt auf."[1]) „Du fürchtest dich wohl sehr vorm Tode?" fragte der alte Büffel. „Aoi! sehr, sehr; ich mag jene Eidechse nicht sehen, die fortwährend mit dem Kopf nickt, als wollte sie sagen: du mußt sterben, und du mußt sterben!" — „Laß dir eine wunderliche, aber wahre Geschichte erzählen," sprach der greise Büffel vom Walde:

„Es war ein Häuptling, ein angesehener Mann. Als er sehr alt geworden, sagte er eine große Jagd an. Das ganze Volk zog aus und seine großen Söhne. Der Alte blieb allein zu Haus mit den kleinen Jungen. Da sprach er zu diesen: ‚Grabt hier ein tiefes Loch! Und sie gruben ein tiefes Loch. Er stieg hinein und sprach, ich bin hineingestiegen; nun müßt ihr über mir zuschütten, und wenn ihr zugeschüttet habt, dann müßt ihr oben drauf stehen und singen:

Der alte Häuptling hat gesagt,
Was in die Erde gegangen ist, stirbt nicht.
Ich werde wiederkommen, ich alter Häuptling.

Da taten sie, wie er geheißen hatte, und begruben ihn lebendig und standen oben auf dem Grab und sangen:

Der alte Häuptling hat gesagt,
Was in die Erde gegangen ist, stirbt nicht.
Ich werde wiederkommen, ich alter Häuptling.

So sangen sie, bis die Sonne untergegangen war und die Söhne nach Hause kamen. Diese fragten, wo ist der Häuptling? Die Kinder aber antworteten den entsetzten Söhnen: ‚Der Häuptling ist hier unten drin im Grabe; er ist dahineingegangen und sprach; ich werde wiederkommen.'"

„Was sagst du zu der Geschichte?" schloß der greise Büffel. „Ach," erwiderte Mankchodi, „wenn es doch so wäre, wie der Alte gesagt hat; aber wir tappen im Dunkeln." „Dennoch," erwiderte der Greis, „ich halte es mit den alten Weisen, die da sprechen: ‚Der schwarzbärtige Mund eines Mannes redet nicht, was er lügt; seine Rede weist in die Zukunft.'[1]) So hoffe ich denn auf den geweissagten König, der das Reich des Friedens aufrichten wird auf Erden. Unter seiner Herrschaft wird alles wohl werden."

1) Sprichwort.

Mankchodi kehrte nach Hause zurück. Die Worte aber des Greises bewegten ihn sehr. Seine Seele verlangte nach Frieden. Als bald darauf Krieg ausbrach und sein ältester Sohn vor dem Feinde fiel, ward ihm zwar zum Trost der Spruch zugerufen: „Über einen Krieger hält man keine Totenklage."[1]) Sein Herz aber klagte laut, daß der Sohn dahingegangen ins Unbekannte, wo man hingeht und nicht wiederkehrt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jahre sind vergangen. Mankchodi ist steinalt geworden. Jene Rührungen früherer Tage sind mehr und mehr abgestumpft, verblaßt. Nur selten noch flackert in ihm die Erinnerung empor an den alten Büffel vom Walde. Und dann erzählt er den Kindern: „Lehrer werden kommen, Friede wird herrschen; der König kommt; seine junge Mannschaft wird ausziehen, das Volk zu geißeln; dann wird Friede herrschen; keine Waffen wird man mehr führen; man wird nicht mehr kriegen lernen!"

„Großvater," sagte eines Tages sein Urenkel, als er nach Hause kam, „dort in den Bergen wohnt ja ein weißer Lehrer[2]), und die Leute hangen ihm an; er lehrt von Jehova, der Himmel und Erde geschaffen, und von seinem Sohn, Jesus Christus." „So?" fragte der Alte, und sein Geist schien zu erwachen. „Wann ist er denn gekommen?" „Die Leute sagen," fuhr der Junge fort, „er sei schon mehrere Jahre dort!" „Ist das wahr?" fragte der Alte. „Ja," lautete die Antwort, „deine Weissagungen sind nun erfüllt!" Der Greis schwieg eine Weile, als müßte er erst nachdenken. Dann sprach er: „Mein Kind, erfüllt, sagst du, sei nun meine Weissagung; wie erfüllt? Herrscht denn schon Friede im Lande? Seit mehreren Jahren soll der Mann da sein? Vor einigen Monden noch haben die Büffel ihre Schanzen gebaut und nur mit Mühe den Sturm der Feinde abgeschlagen! Nein, mein König kommt noch, der Friedebringer!" — „Ja, Großvater," antwortete der junge Mann, „aber du weißt ja noch gar nicht, welch' herrliche Lehren der Lehrer und sein Buch gebracht!" „Was ist das, ein Buch?" fragte der Alte. „Sieh doch hier," sprach der Enkel, „das sind lauter Blätter, eins ans andere geheftet, und auf

1) Sprichwort. 2) Missionssuperintendent Knothe von der Berliner Mission.

jedem Blatt stehen kleine Zeichen, die sprechen und erzählen vom Schöpfer Himmels und der Erde, und von einem andern, der Jesus heißt. Mein Freund, Mampschedi, hat mir alles erzählt und hat mir alles gesagt, ich müßte auch lesen lernen, und dazu hat er mir dies Buch geschenkt; sieh nur, da ist es!" Der Alte schaute sich das Wunder an und schüttelte sein Haupt. „Sage, Kind," sprach er, „was sagten die Könige der Büffel und Wildschweine zu diesem Ding?" „Großvater," antwortete der Jüngling, „sie sind wütend darüber und sagen, sie wollten es nicht leiden, daß alle Leute dem Buche nachlaufen. Der Herr der Wildschweine vom Berge hat gestern die Buchleser zur Hauptstadt bestellt, ihre Bücher weggenommen und verbrannt." „Ach," sagte der alte Mankchodi nach längerem Schweigen, „das ist es, was der alte Büffel vom Walde auch geweissagt hat, als er sprach: ‚Ich sehe Staub aufsteigen; die jungen Männer laufen; sie ermangeln nicht der Tage; ein Rind wird angetrieben mit dem Stock. Nach dem Rind wird hervorgehen ein weiß-schwarz-scheckiges Rind; die Könige können es nicht lieben!' Ist es nicht also, ihr Jungen, anstatt mit den Waffen in der Hand Rinder zu erwerben, lauft ihr heute zu den fernen Weißen, erarbeitet Rinder und treibt sie friedlich mit einem Stecken heim zu den Wohnstätten eurer Väter. Und heute ist nun auch das letzte dieser Weissagung erfüllt: das weiß-schwarz-scheckige Rind ist gekommen, das die Könige nicht lieben können. Das Ding, welches du Buch nennst, ist dies Rind! Schau da, die schwarzen Pünktchen auf seinen weißen Blättern. Wie soll aber der Friede bei uns einziehen, wenn die Könige es nicht lieben können? Darum behaltet euer schwarz-weißes Rind; ich warte noch auf meinen ‚Thobela — Make a tla — Ke a tla' = ‚Sei gegrüßt, ich komme, ich komme'. Ja, komme bald; ich warte schon lange dein!" So sprach der Alte und hielt an der wörtlichen Erfüllung der Weissagung fest.

Er starb und nahm seine Sehnsucht mit ins Grab. Die Weissagung aber lebte fort und führte seine Urenkel zum Glauben an Jesum Christum, auch die, welche sie dem Schreiber dieses wiedererzählt haben.

Ernst Röttgers Buchdruckerei (Inh. Edmund Pillardy), Kassel.

XLC -56

BERLINER BUCHBINDEREI WÜBBENHORST G.m.b.H. BERLIN S.W. 48